

Stadt  
Bücherei  
Ulling

# Die Gartenlaube

1932. Nr. 39  
Berlin, 29. September



Beim Sonntagsschwatz

30 Pf. zuzüglich ortsbügl.  
Zustellungsgebühr  
60 Groschen. 10 cents U.S.A.

# Vom Ohr zum Herzen

Frau Gertie. Sie möchten wissen, ob Ihr Mann „ein Recht hat“, einen „furchterlichen Krach zu schlagen“, wenn er beim Nachhausekommen die Post nicht auf seinem Schreibtisch vorfindet.

Über das Recht auf Krach ließe sich freilich lange streiten; aber warum machen Sie eine Staatsfrage daraus, anstatt dem Wunsch Ihres Mannes zu entsprechen? Nur nicht gleich jedes in der Hitze des Gefechts gesprochene Wort auf die Waagschale legen! Mag es Ihnen ein kleiner Trost sein, daß Sie dies Schicksal nicht allein tragen, denn manche Ehemänner lieben es scheinbar, zu überallgemeinen, und reden gern von „immer“ und „dauernd“, wenn ihnen einmal ein Kragenknopf fehlt oder eine Manschette nicht richtig gebügelt ist. Ein solches „Gewitter“ nimmt eine kluge Frau hin, ohne mit Donnern zu erwidern.

Frau Maria. Sie sind 35 Jahre alt, seit vier Jahren Witwe und haben vor längerer Zeit einen 26jährigen Mann kennengelernt, der Sie heiraten möchte.

Ich habe an dieser Stelle schon einmal zu dem gleichen Thema antworten müssen, aber aus Ihren Zeilen spricht soviel echte Herzonest und so viel ehrliches Streben nach Klarheit, daß ich dennoch ausführlich darauf eingehen möchte. Fest steht, Sie lieben den Mann und werden geliebt. Aber während er im großen Überchwang seines Gefühls und mit dem ganzen Optimismus seiner Jugend alle Bedenken beiseitschiebt, sehen Sie als reife Frau vorausschauend in die Zukunft, und, mehr besorgt um sein Glück als um Ihres, sind Sie bereit, das Opfer des Verzichts zu bringen, um den geliebten Mann vor einem Schritt zu bewahren, den er vielleicht einmal bereuen könnte. Ich habe Ihren Konflikt absichtlich noch einmal klar herausgestellt, denn in dieser Gegenüberstellung sehe ich schon drei Momente, die für eine Ehe günstig sind. Die große Liebe des Mannes, die sich nicht in einem Spiel verzetteln, sondern Ernst machen will; das durch keine Sehnsucht ausgelöschende Verantwortungsgefühl der Frau und als drittes — ihre Opferwilligkeit. Diese Opferwilligkeit wird sich in der Ehe bestätigen müssen; vielleicht nicht so bald, vielleicht erst in zehn Jahren, vielleicht — denn es geschehen immer noch Wunder — gar nicht. Aber rechnen müssen Sie damit und innerlich bereit sein und bleiben. Wenn Sie diese Kraft haben, wenn Sie die Möglichkeit einer so vom Ich gelösten Gerechtigkeit besitzen und wenn Sie zu jenen Menschen gehören, die nicht nur mit dem Wort, sondern mit der Tat die Erkenntnis beweisen, daß man für jedes Glück irgendeinmal und in irgendeiner Form bezahlen muß, dann können Sie den Schritt zur Ehe mit dem viel jüngeren Mann

wagen. Sie schildern mir mit solcher Freude, wieviel Sie zwei sich menschlich zu geben haben, wie dankbar Ihr Freund für die gute Kameradschaftlichkeit ist, die Sie ihm beweisen; das sind Dinge, die unabhängig vom Alter erhalten bleiben können. Aber noch ein Gefühl wird Ihnen Helfer sein, dessen Sie sich noch nicht bewußt sind und das in Ihrem Brief doch schon hinter den Zeilen steht. Ich meine Mütterlichkeit, jene Mütterlichkeit, die bei jeder echten Frau auch in der Liebe zum Gatten lebendig ist. — Ich kann ja nur nach Ihrem Brief urteilen, nach dem Bild, das er übermittelt; Sie selbst aber wissen, wieweit Sie zu Ihren einzelnen Worten zu stehen vermögen, und danach werden Sie entscheiden können.

Mutter Hertha. Sie haben vor zwei Monaten Ihr zehnjähriges Töchterchen in eine Erziehungsanstalt gegeben. Das Kind schreibt heimwehfranke Briefe, und Ihr Mann möchte es deshalb sofort nach Hause holen.

Da die Gründe für das Fortgeben des Kindes doch sehr gewichtige waren, würde ich lieber noch etwas warten. Die erste Zeit in fremder Umgebung ist ja erfahrungsgemäß für ein Kind immer die schwerste, und manches Kind braucht längere Zeit, um sich einzuleben, als andere. Ehe Sie einen Entschluß fassen, müßten Sie doch noch einmal eine mündliche Aussprache mit der Schulleitung suchen.

Helene. Ihre Frage, ob lange Haare demnächst wieder modern werden, kann ich Ihnen wirklich nicht beantworten; jedenfalls würde ich mir nicht schon jetzt graue Haare darüber wachsen lassen.

Kräńzchen. Sie haben in Ihrem Kränzchen darüber gestritten, ob der kameradschaftliche Mann von heute mehr oder weniger Kavalier sei als der Mann früherer Zeiten, die noch kein Frauenstimmrecht kannten.

Die Damen scheinen trübe Erfahrungen gemacht zu haben; trotzdem erscheint mir Ihr Urteil etwas hart. Kameradschaftlichkeit zwischen den Geschlechtern braucht an und für sich kein Anlaß zu sein, daß der stärkere dem schwächeren Kameraden nicht größere Rücksicht erweist. Und wenn es auch vorkommt, daß Herren den Damer diese Rücksicht mit der Begründung verweigern, die Frauen hätten ja nun ihr Frauenstimmrecht und somit keine Ausnahmestellung zu fordern, so wird dies bestimmt gerade von ihren Geschlechtsgenossen als peinlich empfunden werden. Um gerecht zu sein, muß man aber auch zugeben, daß leider immer wieder Frauen durch eine unmögliche und allzu laute Überbetonung ihrer „Gleichheit“ (während es sich in Wirklichkeit um Gleichwertigkeit handelt), überhaupt durch ihr ganzes Benehmen manche Inkorrektität geradezu herausfordern. Aber sprechen Sie doch einmal mit Ihren „Kameraden“ ganz ehrlich und sachlich über das Thema. Wenn gerichtet wird, so muß man wenigstens dem Angeklagten Gelegenheit geben, sich zu verteidigen!

## Das Jahrbuch für den Gartenlaube-Leser:

# Gartenlaube Kalender

Für 365 Tage ein treuer Berater und ein stets amüsanter Unterhalter

**FÜR NUR 1 MARK**

ist auch der neue Jahrgang des überall beliebten Gartenlaube-Kalenders. Mit vielen schönen Bildern — Zeichnungen und Photographien — ist der gut ausgestattete, ansprechende Band, der 250 Seiten Umfang hat, geschmückt.

Der erste Teil enthält neben dem hübschen Kalendarium eine Fülle beratender und statistischer Angaben, eine interessante Übersicht der wichtigsten Geschehnisse vom 4. Juli 1931 bis 1. Juli 1932 sowie einen Arbeitskalender für den Kleingärtner! Der Unterhaltung ist der zweite Teil gewidmet: Sven Hedin, Wilhelm von Schildknecht, Fritz Skowronnek, Thea Malten und viele andere sind mit Beiträgen vertreten!

In keiner Familie, in der die Gartenlaube gelesen wird, darf der Gartenlaube-Kalender fehlen!

**Ernst Keils Nachf. (Aug. Scherl) G.m.b.H., Berlin SW 68**



Der Reichspräsident Paul von Hindenburg  
feiert am 2. Oktober seinen 85. Geburtstag

Umjubelt von einer großen Volksmenge, nahm der Generalfeldmarschall in alter Frische und Rüstigkeit an den diesjährigen Manövern der Reichswehr bei Fürstenberg an der Oder teil

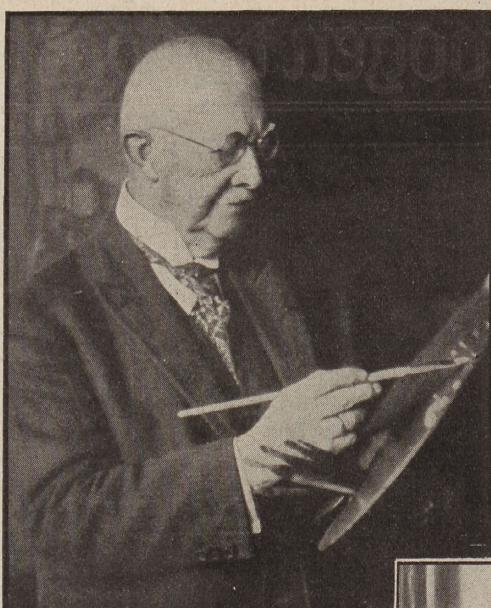
Aufnahmen Scherl





**Graf Manfredi Gravina,**  
der Kommissar des Völkerbundes in Danzig,  
starb an den Folgen einer Operation. In ihm,  
dem Enkel Cosima Wagners und dem  
Urenkel Franz Liszts, vereinigte sich deutsches,  
italienisches, französisches und ungarisches Blut,  
eine Mischung, die ihn zu einer unparteiischen  
und gerechten Ausübung seines verantwortungs-  
vollen Amtes befähigte

Aufn. Scherl



**Prof. Wilhelm Beckmann,**  
bekannter Maler, langjähriger Mitar-  
beiter der „Gartenlaube“, ist 80 Jahre  
alt geworden

Aufn. Scherl

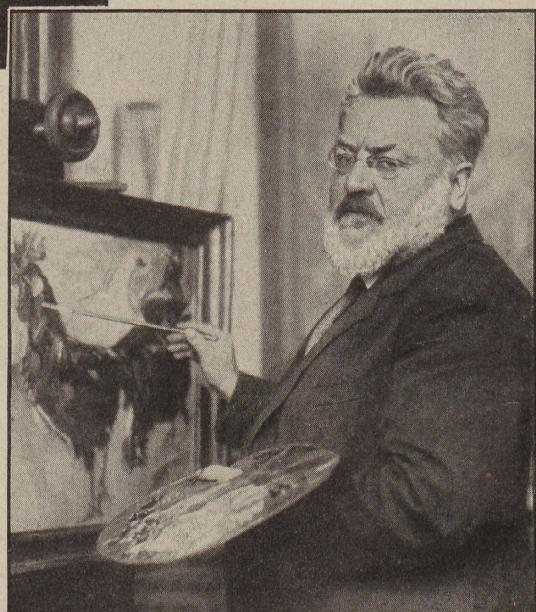


Der bekannte Romanschriftsteller, unser  
Mitarbeiter **Fedor von Zobeltitz**  
begeht am 5. Oktober seinen 75. Geburtstag  
Aufn. Photothek



Links:  
Dem Maler **Karl Storch**,  
den unsere Leser von seiner künst-  
lerischen Mitarbeit an der „Gartenlaube“  
kennen, wurde der Rompreis in Gestalt  
eines mehrmonatigen Aufenthaltes in  
Italien zuerkannt

Aufn. Scherl



**Prof. Max Slevogt,**  
der berühmte Berliner  
Maler und Radierer,  
starb im 64. Lebensjahr  
an den Folgen eines  
Herzleidens



**Der Königin-  
Luise - Bund**  
des Landesverbandes  
Grenzmark fand sich  
in Potsdam zu einer  
großen Kundgebung zu-  
sammen; das Kron-  
prinzenpaar begrüßte  
die Teilnehmerinnen

Aufn. E. Eichgrün

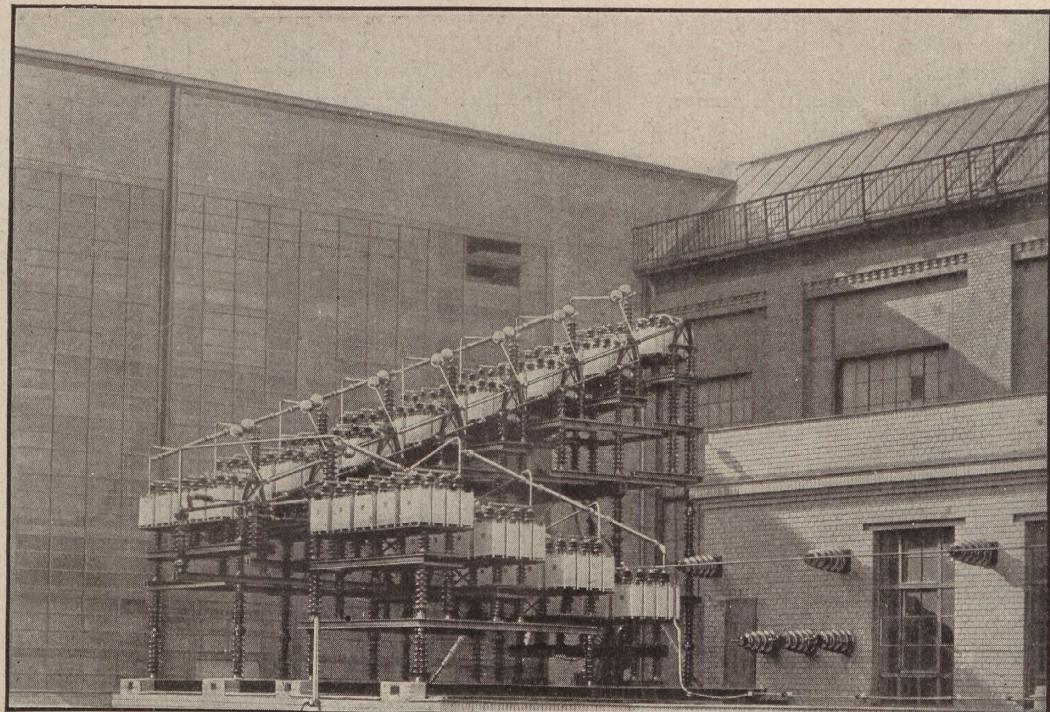
# Der Schuß ins Atom

Künstliche Blitze mit  
2,4 Millionen Volt

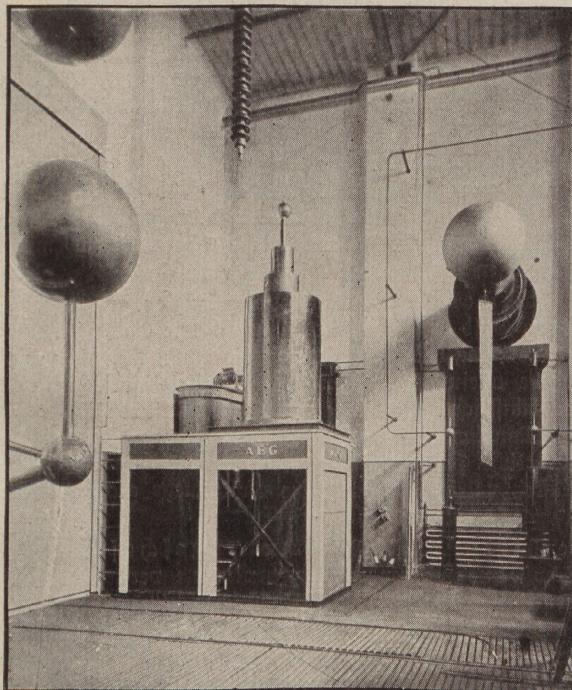
von

Otto Kappelmayer

Man wird sich noch daran erinnern, daß deutsche Forscher (Brasch, Lange und Urban) auf dem Monte Generoso die Gewitter-Elektrizität einsingen — und mit der ungeheuren Spannung von 10 Millionen Volt, welche sie hierbei erreichen konnten, Atomzerstreuungsversuche durchführten.



Die 2,5 Millionen Volt Kondensatorbatterie mit der die Atomzerstreuungsversuche ausgeführt werden



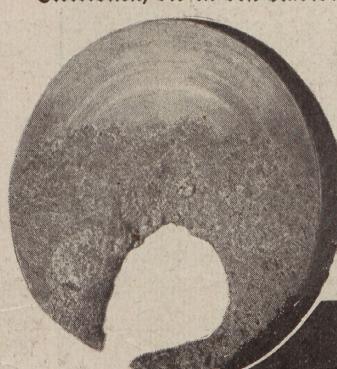
Röhrenanordnung von Dr. Brasch und Dr. Lange zur Erzeugung schneller Kathodenstrahlen. (Versuchsanlage im Hochspannungs-Laboratorium der Transformatorfabrik der AEG in Berlin-Oberschöneweide)

Die Forschungen wurden aber später abgebrochen, da die atmosphärische Elektrizität ein sehr unzuverlässiges physikalisches Hilfsmittel war; inzwischen gelang es, im Hochspannungs-Laboratorium der AEG zu Berlin-Oberschöneweide eine Spannung von 2,4 Millionen Volt zu erzeugen. Der Weg zur Herstellung dieser enorm hohen Spannung — sie ist zehnmal so groß wie diejenige unserer Höchstspannungs-Fernleitungen — ging über Kondensatorenladungen. Man baute eine riesige Kondensatorbatterie auf, welche durch elektrischen Strom geladen wird und sich im Moment des Einschaltens mit einem Knall entlädt, der dem Abschluß eines 38-Zentimeter-Langrohrgeschüzes gleichkommt. Also sozusagen eine Elektrifiziermaschine von gigantischen Ausmaßen! Der Entladungsstoß dauert zwar nur weniger als eine tausendstel Sekunde, aber er genügt, ähnliche Wirkungen hervorzurufen wie ein Blitz; denn die Schlagweite eines Funken von dieser Spannung beträgt ja mehrere Meter. (Tatsächlich wird die Spannung auch nicht mit einem Voltmeter gemessen, sondern aus

der Schlagweite des Funkens berechnet!) Diese Anlage ist nun schon mehrere Monate in Betrieb, die Erfahrungen, welche damit gesammelt worden sind, werden gegenwärtig dazu ausgewertet, eine noch größere Anlage zu bauen, welche etwa 8 Millionen Volt Spannung ergeben soll.

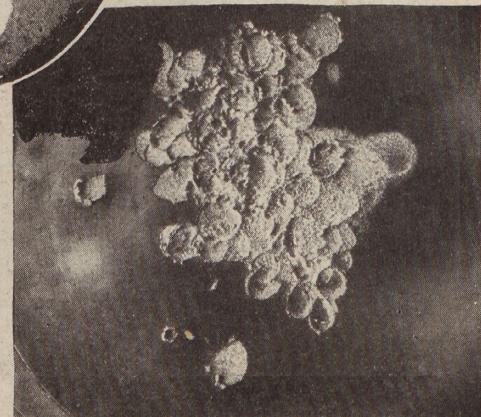
Die neue Röntgenröhre. Die größten Röntgenröhren, welche in der Medizin bisher verwendet worden sind, arbeiten mit Spannungen von etwa 300 000 Volt. Um die Spannung von 2,4 Millionen Volt zur Erzeugung von Röntgenstrahlen auszunutzen, mußte man also eine ganz neue Elektronenstrahlröhre bauen, die nicht mehr aus Glas, sondern aus aufeinandergeschichteten Stahl- und Hartgumiringen besteht. Wie bei einer Röntgenröhre bildet sich beim Anlegen der hohen Spannung zwischen beiden Polen der fast luftleeren Röhre eine leitende Strahlebrücke aus, welche aus Billionen der kleinsten Elektrizitätsteilchen, nämlich der Elektronen, besteht. Es sind die gleichen Elektronen, die in den Radioröhren unseres Rundfunkempfängers von der Kathode zur Anode wandern.

Was sind Elektronen? Elektronen sind die kleinsten Teilchen der Materie, welche den schweren Zentralfern des Atoms umkreisen, wie die Planeten die Sonne. Sie erreichen eine höhere



Wirkungen von schnellen Elektronen auf Metalle (Aluminium). Die Strahlen verursachen kraterähnliche Löcher und Schmelzungen des Materials

Krater- und Nasenbildung auf einer Messingplatte infolge Auftreffens schneller Kathodenstrahlen

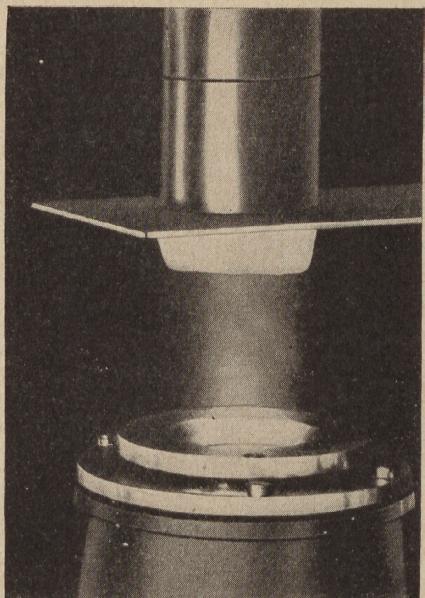


Bahngeschwindigkeit als alle Sterne. Während das Atom einen Durchmesser von ein-hundertmillionstel Zentimeter hat, beträgt der Durchmesser eines Elektrons nur den zehntausendsten Teil hiervon. Die Elektronen sind außerordentlich leicht; denn der Atomkern wiegt drei- bis viertausendmal soviel wie alle Elektronen eines Atoms zusammen, obwohl er nur etwa die gleiche Größe hat wie ein einziges Elektron.

**Die Atombeschleunigung.** Schießt man mit solchen Elektronenkugeln auf ein Atom, dann könnte man dessen Kern zertrümmern, wenn man gerade trifft — und wenn die Kraft des Geschosses groß genug ist. Das bedeutet, daß das Elektron eine ungeheure Geschwindigkeit haben müßte! (Mindestens hunderttausend Sekunden-Kilometer!) Nun hängt aber die Laufgeschwindigkeit der Elektronen von der Höhe der Spannung ab, die wir an die Elektronenröhre anlegen. Während die Engländer bisher nur Spannungen von etwa einer halben Million Volt zur Verfügung hatten, stehen den deutschen Forschern Bräsch und Lange mindestens die fünfzehnmal höheren Spannungen zur Verfügung. Also werden ihre Elektronengeschosse auch mindestens fünfmal so wirksam sein. Sie erreichen tatsächlich Geschwindigkeiten bis zu zweihundertfünfzigtausend Sekunden-Kilometer.

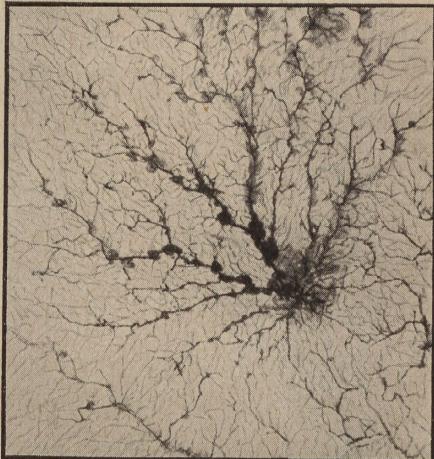
**Eine Minute Relativitäts-Theorie.** Bei so hohen Geschwindigkeiten aber — sagt die Relativitäts-Theorie — nimmt die Größe des Geschosses immer mehr zu. Sie steigt sogar schneller, als die Geschwindigkeit wächst! Das bedeutet, daß unsere 2,4-Millionen-Volt-Elektronen mindestens fünfmal so groß sind wie diejenigen, welche bisher für die Atomzertrümmerung zur Verfügung standen.

**Atomzertrümmerung.** Wenn man mit so großen und wirklichen Geschossen auf das Atom ein Bombardement eröffnet, dann kann man den Atomkern jedes Elements zertrümmern. Bei den älteren Versuchen — der Leser erinnert sich an die berühmten



Durch ein „Lenardfenster“ austretende schnelle Elektronen bringen die Luft und einen darunter befindlichen Kalkspatkristall zum hellen Leuchten

Merkwürdige Durchschläge in einer von schnellen Elektronen getroffenen Cellonplatte



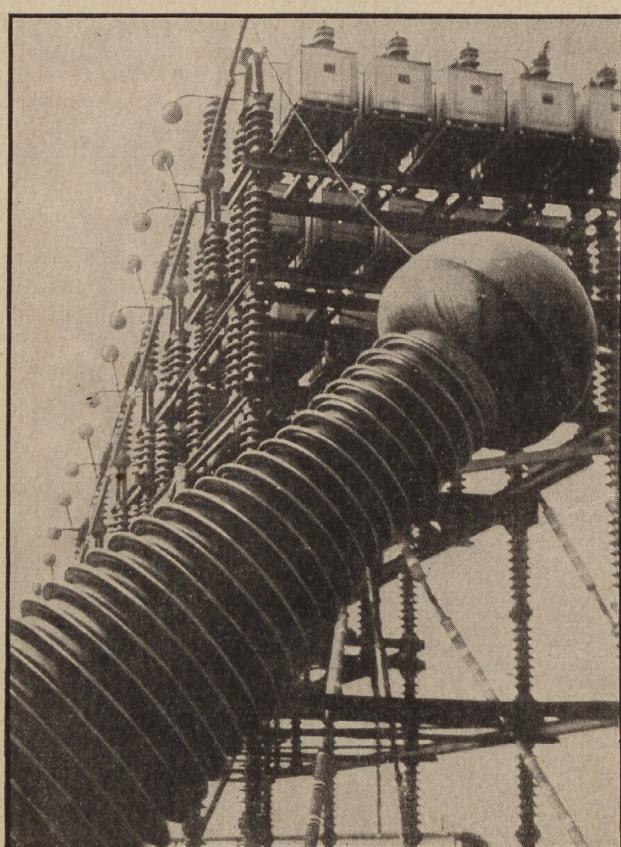
wollten; denn im Tempel der Elemente folgt ja auf das Quecksilber mit dem Atomgewicht 80 das Gold mit dem Atomgewicht 79 —, und es ist ja immer so, daß beim Zerschlagen eines Atomkernes als Abbauprodukt das Element mit dem nächstniedrigeren Atomgewicht entstehen muß! —

**Künstliches Gold.** Tatsächlich gelang es, auf diesem Wege künstliches Gold aus Blei zu gewinnen. Die Sache hat nur einen Haken, daß bei einem Strompreis von 2 Pfennig pro Kilowattstunde allein die aufgewendete Elektrizität für ein Kilogramm künstliches Gold sechshundert Millionen Mark kosten würde. Man kann also künstliches Gold machen — aber während das natürliche Gold ungefähr zweitausendachtshundert Mark das Kilo kostet, würde das künstliche Gold mehr als zweihunderttausendmal so teuer werden!

**Die Wirkung der Elektronengeschosse.** Ein einziger Schuß aus unserer Elektronen-Kanone verursacht in einer ein Zentimeter starken Aluminiumplatte einen Einschlag, der etwa der Wirkung eines Revolvergeschusses von neun Millimeter Kaliber gleichkommt. Mit einem Dutzend Einschlägen kann man die Platte vollkommen durchlöchern. Wenn man einen faustgroßen Kalkspatkristall beschießt, dann leuchtet er stundenlang in intensivem Kaltlicht nach! —

Dr. Beck-Berlin hat festgestellt, daß die neuen Elektronenstrahlen über sechs Millimeter tief in lebende Gewebe eindringen, während die härtesten Röntgenstrahlen, die wir bisher kannten, nur einen zehntel Millimeter tief eindrangen. — Bakterienkulturen werden schon durch einen einzigen Schuß in ihrer Entwicklung gehemmt — und nach mehreren Beschießungen abgetötet. Der Blutfarbstoff verwandelt sich nach einem einzigen Schuß derart, daß eine Radiumbestrahlung von zwölf Stunden notwendig wäre, um die gleiche Wirkung hervorzurufen. Nach mehrfachen Versuchen ist es sogar schon gelungen, beginnende Krebsgeschwüre an Versuchstieren zur Abheilung zu bringen.

Somit sind die Aussichten der 2,4-Millionen-Volt-Strahlen auch in der Medizin von allergrößer Zukunftsbedeutung. Aber man muß natürlich noch mehrere Jahre warten, bis die Mediziner so weit sind, daß sie die Strahlen überhaupt beherrschen und sie gefahrlos in den Dienst der leidenden Menschheit stellen können. Jedenfalls ist die Wirkung des Radiums himmelweit übertroffen; denn eine einzige Röhre hat eine Strahlkraft, welche zehntausend Kilogramm Radium ersetzen könnten.



Große Porzellandurchführung für 2,5 Millionen Volt



„Die Welt der Frau“  
„Vom Fels zum Meer“

\* Illustriertes Familienblatt \*

Begründet im Jahre 1853  
von Ernst Keil in Leipzig

# Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

3. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Carlota Gallas dachte an sich selbst und an die Zeit, in der sie jung war. Die Augen gefielen ihr und die klaren, offenen Züge. Das andere —? Doña Carlota hatte in einem langen Leben gelernt, Menschen in ihren Augen zu suchen und zu finden. Ich will es dir leicht machen! dachte sie. Nicht schwer! Wenn ich noch einmal jung wäre, ob ich dann wohl ebenso aussähe? Das alles dauerte nicht eine Sekunde; dann machte die Generalin einen Schritt nach vorn.

„Das ist Fräulein Rena Adriani, Tante Carlota!“ sagte Heinold.

Die war herangekommen und küßte die schmale Hand der alten Dame. Weil sie den Hut im Wagen gelassen hatte, fiel die eigenwillige Haarsträhne nach vorn.

„Willkommen auf Mar y Sol!“ hörte Rena. „Sie sollen sich hier heimisch fühlen!“

„Ich —“ Zu dumm! Sie hatte sich alles, was sie hatte sagen wollen, auf der Fahrt so schön überlegt, und jetzt schlug ihr das Herz im Halse und ließ kein Wort durch.

„Ich —“

Ein Arm legte sich um ihre Schulter, stützte sich leicht, zog sie mit sich. „Kommen Sie, Fräulein Rena! Wir werden noch genug Zeit für all das haben, was wir uns sagen wollen.“

So betrat die Studentin Rena Adriani den Boden von Mar y Sol. \* \* \*

Rena hatte sich gewaschen und war ans Fenster getreten, hatte die Gardinen zurückgezogen und sah auf Garten und Meer. Das also war ein südlicher Frühling! Eine üppige Pflanze mit vielen dunkellila Blüten kletterte am Hause empor und rankte das Fenster ein. Die sonnenwarme Luft schwirrte leise von Tieren, die man nicht sehen konnte. Das war schön. Das Schönste aber war das Meer, zu dem man sicher auf dem Weg, der sich dort an der Palmengruppe vorbeiwand, hinuntergehen konnte.

Der kleine Koffer, der die Toiletten Sachen enthielt, stand offen, aber Rena konnte sich nicht entschließen, ihn auszupacken. Später — später!

Die dralle Sofia störte sie auf. Sie sprach Mallorquinisch und Spanisch untermischt, das Spanische aber nur für die Señorita. Es war nicht leicht zu verstehen.

„Die Excelencia schickt mich, um zu helfen.“

„Wobei?“

„Bei den Koffern!“

Nein, Rena wollte jetzt nichts tun. Ob Doña Carlota sie erwarte?

„Die Excelencia ist nach La Granja gegangen.“

La Granja? Das hieß eigentlich „die Meierei“. Rena wollte Näheres wissen.

Auf La Granja säße Benito, der Pächter, und es sei das Haus oben an der Straße. Die Olivenbäume und die Mandelbäume gehörten zu La Granja, das die Wirtschaft sei und auch ein Herrenhaus habe, das aber leer stehe. Mar y Sol sei das Schloß.

„Hat die Excelencia etwas für mich hinterlassen?“

Das Mädel grinste dumm. „Nein.“

Rena schickte sie fort und ging hinunter. Am Patio, dem offenen Hof, auf den alle unteren Räume mündeten und in dem auch Palmen standen, erhob sich eine Art Windhund.

„Das ist Bella“, erklärte Sofia, die sich in Renas Nähe gehalten hatte.

Das Tier besah sie mit klugen Augen, dehnte sich, kam näher, wedelte leicht und drängte seine kühle Schnauze in ihre Hand.

„Du weißt, daß ich Hunde gern habe“, sagte Rena. „Willst du mitgehen, Bella?“

Der Hund verstand und blieb an ihrer Seite, als sie durch den Garten ging. Natürlich den Weg nach dem Meer hinunter. Vielleicht war es nicht richtig? Sie hätte oben bleiben sollen, warten? Aber Sonne und Wasser

locken; man mußte wenigstens einmal die Hand ins Meer getaucht haben, nur einen Augenblick auf einem der Steine sitzen. Man mußte sich mit all diesen Dingen stellen. Nur fünf Minuten . . .

Es wurde eine halbe Stunde daraus. Und als Rena wieder herauskam, saß Heinold vor dem Hause in einem der Langstühle.

„Bella hat schon Freundschaft mit Ihnen geschlossen?“ lächelte er. „Haben Sie Achtung vor ihrem Stammbaum! Diese Hunde stammen noch von den Phöniziern und sind eine der Eigentümlichkeiten Mallorcias.“

„Es ist wunderschön hier!“ sagte sie leise. „Ich hoffe, daß Doña Carlota — oder soll ich ‚Excelencia‘ sagen, wie die Leute hier? — mit mir zufrieden ist.“

„Bleiben Sie bei der alten Anrede!“ riet er ihr. „Warum sollte Doña Carlota nicht zufrieden sein?“

Nun mußte sie auch lachen. „Es gibt viele alte Exzellenzen in Eisenach, die mit Mutti zusammenkommen. Mutti wohnt in Eisenach — Sie wissen ja. Und die sind mit der jungen Generation durchaus nicht immer einverstanden. Sie werfen uns schrecklich viel vor: den eigenen Kopf, die Selbstverständlichkeit unsrer Art, mit jungen Leuten zu verkehren, unser Bestreben, zuerst einmal in einem Beruf unterzukommen und nicht von Anfang an ans Heiraten zu denken. In Berlin merke ich das gar nicht; aber wenn ich nach Eisenach komme, ist's, als läge das in einer andern Welt.“

Er beruhigte sie. „Tante Carlota ist nicht in Eisenach alt geworden.“

„Aber sie war in einer Zeit jung, deren Denken ich mir einfach nicht vorstellen kann.“

Er schob ihr einen Stuhl hin. „So viel Probleme, Fräulein Adriani?“

Der belehrende Ton ärgerte sie. Warum gab er sich nur immer älter, als er war? Hansing, bei dem sie ihre letzte Vorlesung gehört und der ihr noch so nette Sachen gesagt hatte, schien ihr viel, viel jünger. Der Kopf wollte schon wieder eigenwillig in den Nacken, aber sie unterdrückte die Bewegung. „Wir weichen Problemen nicht aus — wir!“ Das klang wie ein Kampfruf und zog eine gewollte Grenze: Hier stehe ich, und du stehst da! Wenn du es nicht begreifen kannst — du wirst es wohl einmal begreifen müssen . . . Nur keine Kompromisse! —

Auch oben in La Granja sprachen sie von Rena. Doña Carlota ging, wenn sie auf Mar y Sol wohnte — und das tat sie fast das ganze Jahr, denn das dunkle Stadthaus in Palma mochte sie nicht —, fast jeden Tag in die Wirtschaft, um Benito auf die Finger zu sehen. Julia begleitete sie.

„Du hast die Señorita gesehen?“ fragte die Generalin.

Die Alte schien nicht gehört zu haben.

Der Stock der Generalin stieß hart auf. „Du wirst alt und einfältig, Julia, aber taub warst du bisher noch nicht!“

Julia gab nach. „Die jungen Mädchen auf Mallorca sehen anders aus“, sagte sie diplomatisch.

„Weil sie nicht von der Insel fortkommen. Hast du Mallorca schon einmal verlassen?“

„Die Excelencia weiß, daß ich, als ich jung war, einmal beinahe nach der Insel Ibiza gefahren wäre. Ich habe große Angst vor der Seereise gehabt, aber der Vater wollte es so, weil einer auf der Insel um mich freite. Ich hab' einen Bettgang zu der schwarzen Madonna von Oluch gemacht und sie um Hilfe gebeten. Ich habe nicht reisen müssen; der Vater lernte Gonzalo kennen, dem der General die Pacht auf La Granja gegeben hat . . .“

Carlota Gallas wurde ungeduldig. „Ich kenne deine Lebensgeschichte, Julia. Also antworte nun endlich!“

„Doña Pilar Armengol ist anders“, brummte die Alte.

„Deshalb wird sie auch den alten Idioten heiraten, den ihre Mutter ihr ausgesucht hat!“ sagte die Generalin auf deutsch. Für Julia genügte es, wenn sie überhaupt antwortete.

„Die Condesa de Villalonga — —“, fuhr die fort.

„Wird von dem Windhund Joaquin betrogen nach Strich und Faden!“ Das konnte man ruhig spanisch sagen.

Männer sind anders als Frauen; die Excelencia weiß das. Gonzalo war ein guter Mann; aber ich hab' ihn nicht gefragt, was er tat, wenn er auf den Markt nach Soller oder nach Palma fuhr.“

„Dann ist dir ganz recht geschehen! Was ist nun mit der Señorita?“

Die Alte machte ein schlaues Gesicht. „Die Excelencia denkt an das, was einmal sein wird. Wir müssen alle sterben, wenn es auch noch recht lange dauern soll bis dahin. Und dann wird Don Jürgen allein sein, und die Sofia wird nicht klüger sein als jetzt. Sie hat wirklich die Muscheln vergessen, Excelencia; so dumm ist sie.“

„Unglück! Und du denkst, ich wolle hier eine Heirat stiften, wie?“

„Ich denke nur an Don Jürgen, und das tut die Excelencia auch. Aber die neue Señorita ist eine Deutsche . . .“

Die Generalin ärgerte sich, daß die Alte einen Gedanken, den sie insgeheim wohl selber schon einmal gehabt hatte, so offen aussprach. „Kein Mensch denkt ans Heiraten!“ verwahrte sie sich.

„Unsre Mädchen denken alle daran; die deutschen werden nicht anders sein.“

Die alte Dame mußte stehenbleiben. Es fiel ihr nicht leicht, den Berg zu steigen. Die Atemnot, an der sie seit dem letzten Herbst litt, meldete sich wieder. Dazu kam ein unangenehmer Husten.

Julia war sofort ganz Sorgfalt. „Jaime hätte dem Doktor Lopez in Palma Bescheid sagen sollen, daß er kommen muß.“

„Ich will Lopez nicht! Und wenn ich ihn brauche, werde ich telephonieren.“

„Don Jürgen wird es selbst sehen, und Don Jürgen wird — —“ Sie lachte verschmitzt. „Oder er wird der deutschen Señorita sagen, daß sie für ihn telephonieren soll.“

Das Aufstoßen der Stockspitze auf dem Steinboden schnitt die Rede ab. „Doña Rena wird meine Bücher führen und wird hier in La Granja auf Ordnung halten. Sie hat das gelernt. Sag's dem Benito! Und sag ihm auch, daß ich's so will! Und das dumme Zeug, das du dir da zusammengesponnen hast, das behalte gefälligst für dich! Ich will kein Geschwätz! Verstehst du?“

Sie hatte keine Lust mehr, die Wirtschaft weiter zu inspizieren, und drehte kurz um. Und während sie langsam nach Mar y Sol zurückging, dachte sie daran, daß es doch gut wäre, wenn Jürgen Heinold eine Frau fände. Aber eine Spanierin sollte es nicht sein; und auch keine, die ebenso in den Wolken lebte wie er. „Eins in der Ehe muß schon mit beiden Beinen auf der Erde stehen“, murmelte sie vor sich hin. „Und wenn auch kein Mensch vorläufig solche Gedanken hat wie das alte Waschweib, die Julia, — das Mädel weiß schon, was es will. Und außerdem hat Jürgen sie sich selber ausgesucht.“

\* \* \*

Ein Büro oder ein Kontor oder irgend etwas Ähnliches mit einem gleichschön klingenden Namen hatte es auf Mar y Sol trotz des großen Besitzes, den die Generalin zu verwalten hatte, nie gegeben. Einzig und allein war ein altmodisches Rollpult da, und wenn Doña Carlota den Verschluß zurückstieß, die Bücher aufschlug und anfing, in den Briefordnern zu suchen, dann bedeutete das, es solle nun gearbeitet werden.

Dann stand Benito, der Meiereipächter, mit ehrfürchtigem Gesicht vor ihr, erstattete seinen Bericht und erzählte nachher den aufhorchenden Frauen in der Küche Wunderdinge. „Die Excelencia ist wie ein Mann!“ sagte er.

Diese landwirtschaftlichen Arbeiten übernahm Rena zuerst. Sie hatte ein Wörterbuch neben sich, denn viele Fachausdrücke waren ihr fremd, und prüfte die Abrechnungen. So bekam sie ein Bild des Besitzes. Da war zuerst María Sol mit seinem Garten; das war aber nur die Wohnung. Dann La Granja mit großen Olivenplantagen, Mandelbäumen, Zitronen und Orangen; das hatte Benito zu verwalten, dessen Abrechnungen nicht gerade muster-gültig waren. Und dann das Gut Alnina . . . Sie fragte Doña Carlota.

„Alnina ist viel größer als La Granja“, lautete die Auskunft. „Es liegt im Gebirge, aber die Felder sind flach. Ich werde es mit Ihnen zusammen besuchen.“

Rena hatte ihren Tag so begonnen, wie sie das gewöhnt war: mit Übungen am offenen Fenster. Man brauchte keinen Trainingsanzug dazu; Neugierige, die hereinsehen konnten, gab es nicht. Also rasch das Pyjama herunter — und dann lang auf den Boden! Beine hoch . . . Es ging alles. Die Luft war noch kühl, aber draußen schien die Sonne. Zwanzig Kniebeugen — die jagten das Blut durch die Adern.

Ob man wohl — —? Natürlich konnte man! Badeanzug und Badecape waren rasch übergeworfen, Strandschuhe der Steine wegen an die Füße, und den Steinweg hinunter. Den geeigneten Felsbrocken hatte sie sich schon ausgesucht, zwei Meter über dem Wasser.

Kopfsprung . . . Es war doch noch höllisch kalt. Um so wärmer wurde man nachher. Zuerst korrekte Stoße im Brustschwimmen, aber damit kam man nicht vorwärts. Also crawlen, wie man das beim Wasserball gelernt hatte! Da war Gandecker der tüchtigste gewesen; der hatte sie ordentlich geschunden. War schon ein ander Ding hier als in dem Bassin. Rechten Arm vor, Kopf herunter, mit dem linken nachschieben, Stoß mit den Füßen . . . Die Felsencke war kaum hundert Meter entfernt: Bis dahin zweimal hin und zurück — das genügte. Dann heraus, Cape unter den Arm, und Laufschritt . . . Die andern waren sicher noch nicht wach? Und wenn auch!

Als die Generalin eine Stunde später herunterkam, saß Rena schon am Schreibtisch.

„Hab' Sie gesehen, Fräulein Rena. Alte Leute wie mich schüttelt's ja dabei, aber gesund ist es doch. Nur nicht zu weit hinausschwimmen dürfen Sie! Es gibt dummes Viehzeug da: Polypen und so.“

Rena lachte. „Davon habe ich gelesen.“

Zum Frühstück erschien Dr. Heinold nicht. Er hatte am Abend lange gearbeitet. Rena hatte das Licht in seinen Fenstern gesehen. Nun, mochte er! Man war ja nicht mehr so aufeinander angewiesen wie auf der Reise. Sie hatte nun ihren eigenen Wirkungskreis.

Sie schrieb eine Postkarte nach Hause, so, wie Mutti sie am besten verstand: „Ich bin gut angekommen und freundlich aufgenommen worden.“ Dann noch ein paar Worte über das Klima, über das Haus, die Bestätigung der eigenen Gesundheit. Das genügte.

Das war leichter, als mit sich selber fertig zu werden. Zum ersten Male fehlten Rena Kameraden. Man musste einen Menschen haben, mit dem man sich auf seiner Bude faßbalgte; am liebsten im Bett bis in die späte Nacht hinein. Das war meist bei Rena geschehen: Tips hockte dann mit hochgezogenen Beinen im Pyjama auf dem Sessel, und Irmchen, in ihrem weißen, unschuldsvollen Nachthemdchen,wickelte sich die Steppdecke um die Beine und erklärte, das sei alles Unsinn, und man solle lieber schlafen. Und dann

wurden aus den Problemen Menschen; Namen fielen, und die Temperamente plätzten aufeinander. Irmchen entsetzte sich über Tips' Boheme; Tips selber wieder übertrieb maßlos, um Irmchen zu reizen. Bis Rena alle beide hinauswarf. Sie wäre jetzt sogar mit Irmchen allein zufrieden gewesen.

Da war am zweiten Tage der Besuch in Palma. Doña Carlota las eins der neuen Bücher, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten. „Das Stadthaus kann Ihnen mein Neffe besser zeigen als ich. Er wird es natürlich vom Standpunkt des Kunstkritikers aus tun.“ Sie sah sich um, ob sie allein wären. „Männer lieben es, in jeder Frau das Kind zu sehen, dem sie die Welt zeigen können, während die Frauen es vorziehen, den Mann durch körperliche Reize zu fesseln. In der richtigen Dosierung beider Eigenschaften besteht das, was man gegenseitiges Verstehen nennt.“

Daran mußte Rena denken, als sie vorm Palast Comasema standen und Heinold ihr die Skulpturen an den Fenstern zeigte, das übergreifende Dach, das wundervolle Tor und die Schönheit des Hofes. „In früheren Zeiten haben zehn Wagen mit aller Dienerschaft hier halten und vorfahren können“, sagte er.

Weil es warm war, hatte sie unter der Jacke eine helle Bluse angezogen. Nun reizte es sie, die Wahrheit des Ausspruches der Generalin festzustellen. „Bitte, helfen Sie mir, Doktor Heinold! Es ist so drückend.“ Ihre Schultern streiften leicht seine Hand; die Muskeln der Schulterblätter spielten unter dem dünnen Stoff; die feinen Konturen der Brust zeichneten sich leicht ab.

Jürgen Heinold unterbrach seinen Vortrag und starrte sie an, als sähe er sie heute zum ersten Male.

„Was haben Sie, Doktor?“

„Ich meine: So wie Sie müßte ein Maler oder ein Bildhauer die heutige Frau darstellen . . .“

Sie lachte. „Und das fällt Ihnen gerade hier auf?“

„Ich sehe Sie heute eigentlich erst richtig . . .“ Nun wurde er verlegen, und gerade das gefiel ihr an ihm. „In Berlin, wissen Sie, habe ich mehr mit den Augen Doña Carlotas gesehen.“

„Aber Sie wollten doch eine Mitarbeiterin auch für sich haben?“ neckte sie ihn.

„Ja. Aber seit wir hier auf Mallorca sind, gehen Sie ganz in landwirtschaftlichen Dingen auf. Nicht einmal in Valdemossa hab' ich an dem alten Kloster halten dürfen, in dem die Sand und Chopin — —“

„Hören Sie mal: Diese ganze Sand gefällt mir nicht!“

„Warum denn?“

„Sie ist mir zu männlich, zu kaltähnlich; aber man kann nicht alles mit dem Verstand erfassen.“

„Ich denke: Gerade das ist die neue Richtung der Frau?“

„Neue Richtung?“ Sie sprach leise und versonnen. „Ich glaube, wir tun nur so — aus Angst, man könnte unser wirkliches Herz entdecken. Wir fassen manches anders auf, aber vieles ist wohl auch das gleiche geblieben.“

Eigentlich sieht er gut aus! dachte sie. Die Stirn ist fein geschnitten, und in den Augen liegt etwas Gutes; etwas, zu dem man Vertrauen haben kann. Ob er wohl schon mal über einer Frau die Arbeit vergessen hat, sich selbst, alles? Ob er wohl schon mal über das nachgedacht hat, was die Frau dem Künstler geben kann? Nicht nur theoretisch, als Wissenschaftler, sondern als warmblütiger Mensch?

„Wir müssen wohl weitergehen?“ sagte er rauh.

Und das ärgerte sie wieder.

\* \* \*

Doña Carlota hatte wirklich die Energie eines Mannes. Das sah Rena, als sie mit ihr Alnina besuchte. Das Gut selbst lag zauberhaft schön. Wenn María Sol

mehr den Eindruck eines Villenbesitzes mache, für den ein Schönheitsdurftiger Mensch den Platz in besonders guter Stimmung ausgesucht hatte, in dem er alles zusammengetragen hatte, was ihm Freude mache, so war Alnina das Schloß eines seit Jahrhunderten gesegneten Geschlechts. Das Herrenhaus selbst lag pomphärt breit vor einem Tal, und in dies Tal hinein zog sich der Garten, kletterte den Fels hinauf zu beiden Seiten des Wasserfalls, der von hoch oben herabstürzte. Grotten gab es da, in denen Wasser rasselte. Laubengänge, Springbrunnen und eine Terrasse, von der aus man in der Ferne Palma und das Meer sehen konnte.

Während Pepe mit dem Wagen in den Wirtschaftshof fuhr, öffnete der Verwalter die Türen und stieß drinnen die Fenster auf.

„Nachher!“ sagte Doña Carlota. „Lassen Sie erst Luft herein!“ Und, zu Rena: „Ich kann leblose Räume nicht vertragen.“

Genau so war es in Palma gewesen, als sie mit Heinold dort war. Eine Flucht von Zimmern, in denen die Stühle so dastanden, als hätte nie jemand auf ihnen gesessen, die Tische, als seien sie nur dazu da, um ein paar Prachtstücke zu tragen. Und die Bücherei? Selbst Heinold hatte die Achseln gezuckt: Hier hatte seit hundert Jahren niemand mehr gelesen.

Inzwischen trat die Generalin mit ihr auf die Terrasse. „Das ist also Alnina! Der Garten eine Spielerei; der General konnte sich von dem Geschmack seiner Zeit nicht freimachen. Alle alten Familien haben hier so etwas Ähnliches; die einen tobten sich in Palmen aus, die andern in Springbrunnen und Wasserkünsten, wenn sie Wasser hatten, und das ist hier selten. Wieder andere haben ein Vermögen in alten Meistern nutzlos an den Wänden hängen; Langlada zum Beispiel.“

Rena besann sich. „Langlada? Ist das nicht — —“

„Der Landsitz des Windhundes Joaquin Villalonga. Jürgen hat mir erzählt, daß Sie ihm in Paris begegnet sind.“ Sie ging darüber hinweg. „Über die Art, sein Geld in Schönheit anzulegen, ist nichts zu sagen. Bauern tun es nicht, und an sich ist's ein Beweis von Kultur, wenn man es auch nicht allzu hoch einschätzen soll.“

„Was kann es denn noch sein?“ wollte Rena wissen.

Die Generalin hatte keine hohe Meinung von ihrer Umgebung. „Nachahmungstrieb, Afferei . . . Glauben Sie mir: Nicht jeder, der sich ein Bild an die Wand hängt, ist nun auch Kunstschneller. Und noch weniger ist's einer, der es nur erbte. — Ich habe das Wasser abgeleitet und treibe die Ölzmühle von Alnina damit. Das ist ein rationellerer Betrieb als mit den Maultieren. Werden nachher schon sehen . . .“

Rena hielt den Augenblick für gekommen, ihre Meinung zu äußern. „Auf La Granja ist manches noch recht altmodisch.“

„Weiß ich. Weiß auch, was Sie darüber denken; kommen ja frisch von der Schule. Oder muß man Universität sagen? Ihr in Deutschland müßt ja nächstens das Kindertriegen auch noch in den Kollegs lernen und macht dann den Doctor matris. Lassen Sie nur, Kleine! Ist nicht so schlimm gemeint. Ich hab' mein Leben lang den Mund nicht halten können und werde es wohl auf meine alten Tage nicht mehr lernen. — Will Ihnen auch sagen, warum das vorläufig noch so bleibt. Später können die, die nach mir kommen, es ja machen, wie sie wollen. Da ist die Julia; die ist ein altes Schaf, aber sie hängt an mir. Soll ich nun, um ein paar Peseten mehr zu verdienen, dem Benito, ihrem Sohn, die Pacht kündigen? Denn der kann's eben nur so machen, wie er's gelernt hat. Vor ein paar Monaten war ein Ingenieur hier und hat mir klargemacht,

meine Wassermühle sei längst überholt; ich müsse ein Stauwerk einrichten, Elektrizität selber erzeugen, mit den Armengol und ein paar andern zusammen, und dann Elektromotoren aufstellen. Überall. Eine Agavenkultur für eine Vulkanfiberfabrik wollte er mir auch gleich aufschwärzen.“

Rena wurde eifrig. „Warum auch nicht? Was haben Sie gesagt, Doña Carlota?“

„Ich gab ihm den guten Rat, zu Schiff nach Frankreich zu fahren; Mallorca sei für seine Ideen noch nicht reif. Aber wer soll wissen, was die nächste Generation machen wird?“ Sie sprach mehr für sich: „Als ich nach Spanien kam, war das Caballerotum noch mehr in Blüte als heute. Spanien ist ein industriell totes Land, und Mallorca ist um ein Jahrhundert hinter Spanien zurück. Caballero heißt: Geld ausgeben, ohne es zu verdienen; heißt: auf Prestige halten und den praktischen Sinn zurückstellen. Nehmen Sie's nicht als Ruhmrederei, wenn ich Ihnen sage, daß meine Güter verdienen! Aber für wen ist es schließlich gut? Ich habe keine direkten Erben, und Jürgen Heinold, der wie mein Sohn ist, hat keinen Sinn für das praktische Leben.“

Es war das erstmal, daß diese Fragen von der Generalin berührt wurden, und Rena wußte nicht, was sie antworten sollte. Eine Antwort wurde aber auch gar nicht erwartet.

„Was ich damals hier eingerichtet habe“, fuhr Doña Carlota fort, „das sah wie eine Umwälzung aus. Sie haben hier von der Deutschen gesprochen, die alles besser wüßte . . . Kann sein, daß später wieder mal eine Deutsche kommt, die weiterbaut.“

Doña Carlota ging auf das Thema nicht wieder ein. Die Räume schienen ihr jetzt genug ausgelüftet. Sie führte ihre junge Begleiterin durch die Zimmer und gab mit knappen Worten ein Bild des Lebens, wie man es zur Zeit des Generals hier geführt hatte. Sie sprach von Herrenessen und Jagden.

„Sie selbst haben nicht viel hier gelebt?“ fragte Rena.

Auch das wurde nur kurz beantwortet. „Ich liebe Alnina nicht.“

\* \* \*

Weil der Husten der Generalin zunahm, steckte sich die alte Julia hinter Heinold und setzte es durch, daß Dr. Lopez gerufen wurde.

Der kam mit einem Mietauto aus Palma, erreichte nach langem Zureden, daß Doña Carlota sich untersuchen ließ, und schüttelte bedenklich den Kopf. „Die Bronchitis sitzt sehr fest, Excelencia.“

„Weiß ich allein. Aber was soll geschehen?“

„Schonung — größte Schonung . . . Sie sind nicht mehr in dem Alter, Doña Carlota, in dem man so etwas leicht nehmen sollte. Eigentlich sollte man das nie tun; aber die Leute gehen nun einmal erst zu den Ärzten, wenn es fast schon zu spät ist.“ Er verschrieb ein paar Tropfen und gab dafür auch noch alle Neuigkeiten der Insel mit. „Joaquin Villalonga ist aus Paris zurück, sehr erholt . . .“

Die Generalin höhnte. „Haben Sie ihm das auch verschrieben, Doktor?“

„Die Excelencia verkennt mich. Ich hab' es schon im Klub Mallorquin gesagt: Wir haben jetzt bald den Fasching — da wird der Conde nicht mehr lange ausbleiben!“

„Sie sind eben ein Prophet.“

Lopez überhörte den Spott. „Übrigens, eh ich's vergesse: Don Joaquin begegnete mir zufällig heute früh und erkundigte sich nach Ihrem Befinden. Er war sehr bestürzt, als er hörte, daß man mich als Arzt hierhergerufen habe. Er wird sich baldigst persönlich nach Ihnen erkundigen.“

(Fortsetzung folgt)

# Land der tausend Seen

Von Carl Meissner

Andachtsstunde im Kloster Valamo am Ladogasee



Die gerade Länge von Finnlands Küsten wird durch Buchten und Krümmungen, namentlich am Finnischen Meerbusen entlang, verdreifacht. Hinter zahlreichen kahlen Klippen und rundgewaschenen Felsklippen, daran die Fluten zerflattern, liegen bewaldete Schären, dahinter natürlich gesicherte Hösen, in denen das feuchte Element zur Ruhe kommt. Finnland ist ein Land mit granitem Urgrund, das in Eiszeiten erst Gletscherland, dann Eismeer war und von den alten Gewalten die heutige Gestalt seiner Berggrücken und Täler empfing. Es hat sich allmählich aus dem Meere erhoben und hebt sich ohne Erschütterung langsam weiter, in hundert Jahren im Norden etwa 1,50 Meter, im Süden 60 Zentimeter, während sich Süd-Schweden und die pomersche Küste noch langsamer senken.

So wird mehr Land, aber die Hösen, namentlich die flachgelegenen im Norden, müssen baggern und dem Meere nachziehen. Die Flüsse werden reißender, die drei Millionen Pferdestärken der „weißen Kohle“, die Wasserkräfte, welche die im Lande fehlende schwarze Kohle zum guten Teil ersetzen, wachsen noch an.

Gewaltig beherrschende Berge hat Finnland nicht, nur in Lappland, im Lande des Polarlichts — Finnland ist mit über

1000 Kilometer so lang wie das heutige Deutschland, — dort, wo es jetzt mit dem Peitsamo-Gebiet ans Weiße Meer heranreicht, erheben sich domkluppenartige Gebirgsrücken, bleiben aber noch erheblich unter 1000 Meter. Das eigentliche Finnland erhebt sich auf härtestem Granitboden wie ein gewaltig großes Fort hinter den Außenwerken der Schären nur bis zu 300 Meter. Felsklippen und langgestreckte Hügelzüge aus dem Rollstein der Gletscherzeiten — Hauptrichtung Nordwest-Südost — betten unzählige Seen und viele Flussläufe zwischen sich ein. Wälder, Moore und Heiden wechseln.

Finnland hat Seeklima und spürt noch Golfstromwirkung. Die Ostsee und die vielen Seen wirken auf das Klima im Vergleich zu dem weiteren Osten günstig ein. Der Winter ist lang und hart. Im Mai wird Frühling, rasch folgt der Sommer, und nun ist das Land drei Monate lang hell und warm — ein Tag fast ohne Nacht. In Tornio wie in Helsingfors ist das Temperaturmittel im Juli 17 Grad Celsius.

Unter dem starken Licht dieser langen Tage wächst nun alles wie im Märchen so rasch! Haben die Getreide — überwiegend Gerste und Roggen — auf den Ålandinseln 116 Tage zum



Reisen, am Polarkreis,  
wo fast immer Tag ist,  
umfassen nur 63 Tage  
Saat und Erntel

Biernal soviel Vogelarten sind im Sommer da als im Winter! Im Süden noch die Nachtigall, weiter hinauf die finnländische Drossel „füllen wieder Busch und Tal“, und Lärche und Schwalbe die Luft mit ihrem Klang! Jagd und Fischfang sind in diesem Lande auch im Winter gut, ja, gegen Raubzeug: Bären, Wölfe, Füchse, Hermeline und Raubvögel ist die Jagd nicht nur der Völge wegen, sondern zum Schadenschutz nötig. So ist der Hund des Menschen nützlicher Gefährte und Freund. Aber das finnländische Pferdchen, das ihm die weiten Strecken überwinden hilft, ist es doch noch mehr. Im Winter zieht es im Schlitten troß unermüdlich seine Straße, aber es ist eigentlich kein Massentier. Der Sommer gefällt ihm besser; wie zäh, wie energisch und wie fröhlich ist es! Und wie kann es laufen!

Das weite Land, in dem dieses liebe Pferdchen vor dem nicht gerade bequemen „Karron“ der „Pferdepost“ überall seine flinken Beinchen röhrt, in dem es neben Ruderboot, Dampfschiff und Dampfross gleichwertiger Verkehrsträger ist, entendet die Wasser seiner gewaltigen Seenplatte nach Westen und Süden in die Ostsee, nach Nordosten ins Weiße Meer und nach Südosten durch den Wuogensee mit den Imatraschnellen in den Ladogasee, den größten Binnensee Europas.

\*

Nördlich an ihm vorbei ist das Volk Suomis, wie der Finnländer sich selbst nennt, einst ins Land gekommen. Es gehört, mit Ausnahme der Lappen, zur finnisch-ugrischen Völkergruppe, ist der

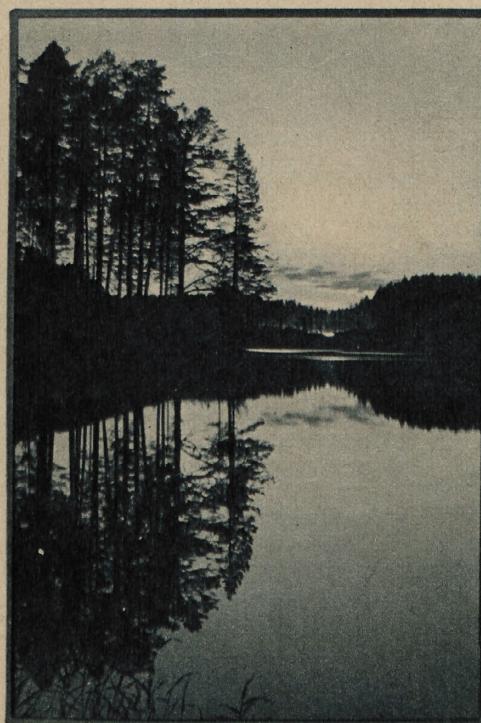
Die Imatrafälle wirbeln große Baumstämme wie Streichhölzer talwärts



Sprachforschung nach den Magyaren fern, den Esten nah verwandt und mit zersprengten Volksstämmen im östlichen europäischen Russland und in Sibirien, die einst mit ihnen Russland besaßen, verweckt. In der Abwehr war der Finne schon im alten Völkerkampf hartnäckig, steifnäckig, zäh. Die Kalewala, ihre epischen Gesänge, etwa gleichzeitig mit dem Nibelungenlied entstanden, geben das breite Bild einer schon sesshaft werdenden, nicht geringen Kultur. Tiefe, reiches Naturgefühl und unbesiegbar zähe Kraft, sogar Humor gegen Menschen Schwäche lebt in diesem Mythenringen. Eine Naturreligion, die das Licht anbetet, ein fast christlich anmutender Glaube, übersinnlich, ohne Bildverehrung, an den Zauber des Wortes, das die Welt geschaffen und den Geist entband und ihm geheime Kräfte für des Volkes glückliche Zukunft verleiht.

Das Christentum fand in schwedischen Kreuzzügen des dreizehnten Jahrhunderts schwer Eingang, dann aber baute in dem rasch zur gleichberechtigen schwedischen Provinz erhobenen Lande der Schwede Burgen wie unser Olofsburg und schweigte allmählich in oft harter, aber gerechter Zucht die Finnländer zu einem Kulturstamm zusammen. Der Germane brachte Ordnung und Gesetz und blieb lange die Oberherrschaft. Der Finne ist höher kultivierbar als die angrenzen-

Klippen umrandete einsame Inselgruppen, wohin das Auge reicht Aufnahmen Ebert



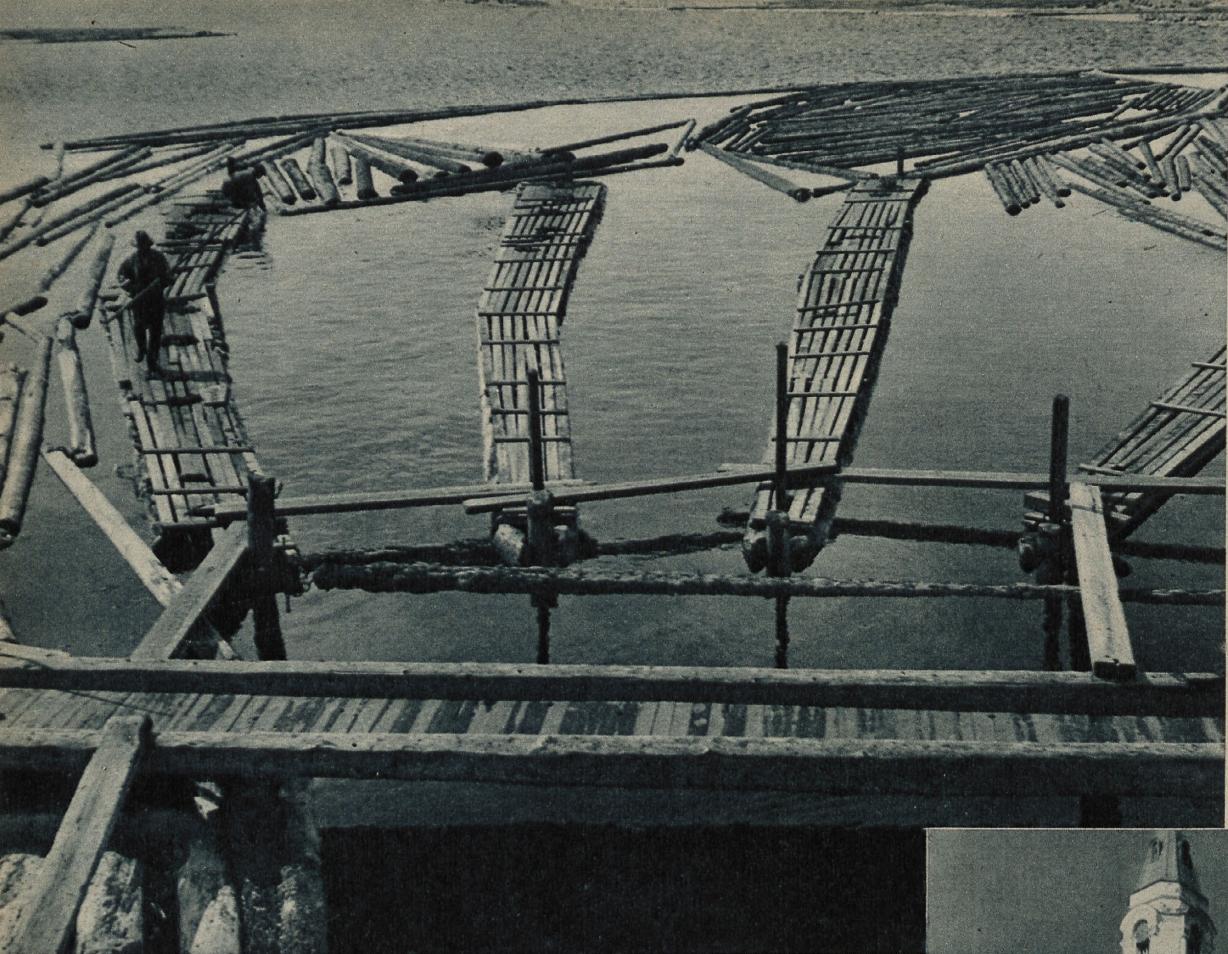
Die Sonne geht wochenlang nicht unter, die Nacht ist dann hell wie der Tag



Finnländisches Bauernmädchen  
Aufn. E. Häusel

den Südvölker, und so entstand langsam nicht nur ein Staat, sondern auch eine Nation.

Außer dem Schweden, der auf Åland, in Nyland und im südlichen Österbotten das Volk bildet und stolz, geschickt, praktisch und temperamentvoll geblieben ist, unterscheidet man unter den altein-



Die ankommenden Baumstämme werden nach Länge und Größe sortiert, ehe sie der Sägemühle zugeführt werden

gesessenen Finnen noch heute zwei Typen. Der tavaastländische Typus, dem Esten verwandt, zeigt schwerlebige, gedrungene, langsame Menschen; Kurzköpfe, hellgraue Hautfarbe, breite Gesichter, spärlichen Bart, stures Haar, nicht sogleich angenehm im Ausdruck, ausdauernd und misstrauisch, genügsam und fatalistisch leidergeben, standhaft und nachtragend, ja rachsüchtig,

„Lottin“ (Angehörige der Finnischen Frauenbewegung) in ihrer charakteristischen Uniform

Aufn. E. Häusel



zuverlässig und eigenständig, verschlossen und hilfsbereit. Der Tavaster ist nicht „geweckt“, er muß erst geweckt werden, aber dann entwickelt er oft ungeahnte schlummernde Kräfte. — Die Karelen, bei denen vor allem die Kalevalagesänge entstanden, sind „geborene Dichter und Geschäftsleute“, sind als Grenzvolk am ehesten von Russenart beeinflußt worden und zum kleinen Bruchteil, um Land zu bekommen, zur russisch-orthodoxen Kirche übergetreten. Ihr Typ ist beweglicher liebenswürdiger, schlanker, minder charakter-



Die Kuppeln des Klosters Valamo schillern blau und grün in der Sonne

Links: Blick von dem einzigen Höhenzug in Finnland, dem „Kolli“ Aufn. E. Häusel

fest, leichtblütiger, ja mit einem Hang zum Leichtsinn. Ihre Begabung sieht lockerer, ihre regelmäßigeren Züge unter dunklerer Haut sind feiner, freier, offener, umrahmt von oft lockigem kastanienbraunem Haar mit starken Brauen. Ihre Frauen sind schöner.

Finnland ist mit 98½ Prozent das am stärksten protestantische Land der Welt. Die Kirche, der der Finne mit Aufrichtigkeit anhängt, bindet fest an den Kulturwesten und hat starke sittliche Macht im Lande. Neben dem Glauben glimmt der Aberglaube an Zauberkräfte, Kobolde und Beschwörungen im Finnen, vor allem des Nordens, fort. Aber im allgemeinen ist der finnische Bauer und Waldarbeiter für einen nüchternen, schmucklos praktischen, behaglich klaren Alltag. Seine „Pörte“, sein Haus aus waagerecht gelagerten Balken, zimmert er sich oft noch selbst. Braunroter Anstrich belebt es, großflächig bunt. Alles sauber, aber schlicht, eigentlich ohne Schönheitsbedürfnis.

Das „Schwenden“, das Niederbrennen des Waldes, dessen Rauchfahnen heute nur noch im östlichen Karelien häufiger sind, hat ihm einst aschegedüngten Acker und mehr fruchtbare Land geschaffen, als ihm aus dem Meere zuwächst. Hart hat er seinem Lande sein Brot abringen müssen. Er ist ein rechter Bauer, der todkrank die Familie auf die fernen Wiesen schicken und einsam sterben kann, wenn der Schnitt drängt. Er ist der Natur näher, denn er kennt den Winterschlaf. „Wer kann wohl im Winter schlafen wie unser finnischer Bauer? Aber es ist dies nur eine Art der Reaktion, denn im Sommer kennt er fast keinen Schlaf und arbeitet wie kein anderer.“

Diese Arbeit ist Land- und vor allem Waldarbeit. Da nicht

mehr als 5 vom Hundert des Bodens Ackerland sind, ist Wiese und Wald, die Arbeit am Bieh, Holzbearbeitung — auch in den zahlreichen wasserlaufgetriebenen Holzsägereien und Papiermühlen — ist Holzflößerei die Stromschnellen hinab, ist das Brennen des Teers, der mit langen Booten in kühner Fahrt zur Küste gebracht wird, ist Rentierzucht und Fellhandel ihr Hauptgegenstand.

Am alten Brauch hängt der finnländische Landbewohner, der die Städterzahl gewaltig überwiegt, mit Zähigkeit. Die Freuden der Badestube, des finnischen Dampfbades, das fast bei jedem Hause ist, liebt er. Zu Weihnachten werden Lieder, die ihm viel bedeuten, gesungen, wie Gesang zur finnischen „Kantele“ überhaupt. In aller Frühe geht es zur Kirche, die heute von Lichtern strahlt. Wenn offenes Wasser ist, bringen die langen Kirchboote die fernsten Dorfschaften zum Kirchstrand. Auf der Rückfahrt gibt es ein Wettrudern. Im Winter Schisport!

Den Jahrhundertlangen Kämpfen zwischen Russland und Schweden, für die Finnland das Kampffeld war, dem letzten Jahrhundert zähnen Widerstandes gegen russische Unterdrückung, dem chaotischen Situationswechsel während des Weltkrieges ist die Befreiung des alten Landes gefolgt. Ein im letzten Instinkt sicherer Wille, ein nur zeitweilig beirrter Glaube an Gesetz und Recht hat seine Kraft bewahrt: Finnland ist frei und souverän.

## Die tote Fledermaus

Novelle von Georg von der Gabelentz

Auf dem Wege, der unterhalb des Kastells der Bisconti sich wie eine graue Schlange im Schatten des Mauerringes Mailands hinausstreckte, schritten zwei Männer. Der eine, groß, blond und langhaarig, bot das unbedeckte Haupt dem leichten Winde dar, während der andere eine dunkle Kappe über das schwarze Haar gestülpt hatte. Beide waren in lebhafster Unterhaltung.

Plötzlich blieb der Kleine stehen und wies, den Arm emporworfend, nach den ragenden Mauern des Kastells, dessen gezacktes Schattenbild drunter im Spiegel des Wasserrabens lag.

„Da seht doch, Messer Lionardo, Ihr habt es zwar nicht gebaut, aber immerhin, der Sforza hat dort ein tüchtiges Werk hingesezt. Dürfte nicht leicht sein, über solche Gräben und Mauern hinwegzukommen.“

Lionardo antwortete nur mit einem kaum merkblichen Wiegeln des Kopfes.

Weiterschreitend, fuhr der Kleinere fort: „Ja, der Sforza hat nicht unrecht. Man muß heute solche Mauern um sich bauen. Herzog Lodovico weiß, daß er sich vorzusehen hat. Wer könnte dem Franzosen Karl trauen? Oder gar Alexander dem Sechsten, dem heiligen Vater eines unheiligen Räubers?“

Vor den beiden Spaziergängern häumte sich im Hintergrund über dem Dunst der lombardischen Ebene die Backenwand der Alpen empor. Sie gingen in der Richtung weiter. Jetzt löste sich ein wenig zur Linken des Weges aus Maulbeerbäumen ein Bauernhof, in dem guter Wein verschenkt wurde. Lionardo wollte ihn mit seinem Schüler Boltraffio auftauchen. Am Zaun des Anwesens hemmte er den Schritt und richtete seinen Blick gegen den blauen Himmel. Fast ohne Flügelschlag, vom Wehen des Windes getragen, schnitt dort ein Raubvogel weite Kreise in den Äther. Lionardo, die Augen mit der Hand schützend, beobachtete das Tier. Plötzlich zog es die gebreiteten Flügel ein, schoß steil herab auf ein Feld, fing den Sturz mit schlagenten Schwingen auf, erhob sich gleich darauf wieder, eine Maus in den Fängen, und strebte eiligen Fluges dem nahen Wäldechen zu. Verborgen im Schatten dieses Wäldechens lag eine Strohhütte. Mit seiner Beute senkte sich der Vogel auf einen Baumast. Da schnellte vom dunklen Eingang der Hütte ein blanker Bolzen durch die Luft, und der Vogel stürzte schwer zu Boden. Triumphierend sprang ein junger Bauer aus der Tür, griff nach dem erlegten und wies ihn Lionardo und dessen Begleiter.

„Bravo! Ein guter Schütze!“ lobte der Meister. „Gib mir mal das Tier!“

Mit stolzem Blick reichte es ihm der Bauer. Lionardo wog

es in der Hand, dann wendete er sich zu Boltraffio: „Wenn ihr den Vogelflug beobachtet, wundert Ihr Euch nicht, Boltraffio?“

„Was soll mich dabei wundern? Sehe ich doch täglich Vögel fliegen?“

Lionardo hielt an den gebreiteten Schwingen den Vogel vor sich hin. „Schwerer als die Luft“, bemerkte er, „und er hält sich doch droben. Was das Tier kann, sollte der Mensch nicht können?“

Der Bauernbursche lachte: „Herr, da müßten wir uns schon auf einen Adler setzen.“

Auch Boltraffio mußte lächeln. „Ein fliegender Mensch? Ihr träumt, Meister.“

„Ich habe einmal geträumt“, gab Lionardo zurück.

„Verstattet mir die Frage: was?“

Doch Lionardo warf dem Burschen das leblose Tier wieder zu, ohne zu antworten, und wandte sich nach dem Bauernhof.

Da plauderte Boltraffio von seinen Träumen, die sich um Luisa Vidoni drehten. Er war bereit in seiner Verliebtheit.

Auch auf dem Heimweg blieb Lionardo schweigsam. Wenige Schritte hinter dem Stadttor trennte er sich von seinem Schüler und nahm den Weg zum Kloster Santa Maria delle Grazie, in dessen Refektorium er an dem gewaltigen Werke des Abendmahls malte. Doch vor der Tür kehrte er um.

Wider Erwarten kam Lionardo auch in den nächsten Tagen nicht nach dem Kloster. Staffelei und Gerüst, Farbentöpfen und Pinsel blieben unberührt. Der kleine Prior erwartete den Maler vergeblich. Da rief er den lahmen Bruder Pietro und schickte ihn als Boten zum Meister, er möge endlich die letzte Hand an sein Werk legen.

Pietro hinkte bald danach wieder in die Zelle des Priors.

„Ah, hochwürdiger Herr, unser Meister ist schon wieder beschäftigt mit ganz vertrackten Dingen! Er steht unter hölzernen Stäben, Drähten, Leinwand und Skizzen, bald scheinen sie eine Wurfmaschine darzustellen, bald wohl ein Fabeltier, einen Teufelskopf, halb Fledermaus, halb Adler.“

„Und hast du gemahnt, hast du meinen Wunsch, meinen Befehl ihm ausgerichtet? Was läßt er mir antworten?“

Bruder Pietro lächelte demütig. „Soll ich es ehrlich sagen? Ihr wüßtet ja selbst, daß nur ein Gesicht noch fehle, das des Judas. Noch habe er kein passendes Modell gefunden. Eile es sehr, dann müsse er, verzeiht, wenn ich es wiederhole, dann müsse er — das Antlitz des Priors von Santa Maria delle Grazie zum Modell nehmen. Und nachdem tat er sehr eifrig

und ließ mich einen Stab halten, an dem er umständlich ein Stück Seide befestigte."

Der Abt ärgerte sich. Das war ja der reine Hohn! Am nächsten Morgen eilte er ins Kastell und beschwerte sich bei Herzog Lodovico Moro, dem Sforza. Der lachte über den Ärger des kleinen Mannes, doch versprach er, selbst einmal mit dem Meister zu reden. Schon am folgenden Tage ritt er aus, an die Tür zu Lionardos Arbeitsraum zu klopfen.

Lionardo öffnete und verbeugte sich vor dem Herzog. Lodovico schüttelte ihm die Hand.

"Der kleine Prior war bei mir. Gilt Euch, doch nehmt Euch immerhin so viel Zeit, daß Ihr den kleinen, geschäftigen Mann nicht als Modell für den Kopf des Judas missbraucht."

Er sah sich erstaunt im Raume um. „Hab' durch den Prior von Eurem abseitig närrischen Treiben gehört. Was schafft Ihr heute, daß Ihr Euch Zeit und Lust zum Malen so beschränkt?"

"Dies!" Lionardo wies lächelnd seinem Herrn einige Skizzblätter mit wunderlichen Strichen und Linien vor, Abbildungen von Flügeln und Körpern von Vögeln und Libellen, mit allerhand Zahlen umkrizelt.

"Ein neues Kinderpielwerk?" spottete der Herzog.

"Ein Traum", entgegnete Lionardo.

"Erklärt Euch!" befahl Lodovico. "Was soll das? Ist es nicht im Grunde doch nur müßige Spielerei?"

"Lasst Euch etwas erzählen", sagte der Maler. „Nehmt es für Unsiinn, wenn Ihr wollt! Vor einiger Zeit, es war diese Nacht, wurde mir ein Gesicht. Ich weiß bestimmt, daß ich im Schlaf lag, denn ich träumte lebhaft. Ich sah, aus einem dunklen Raum jäh in die Klarheit des Mondlichts tauchend, eine riesige Fledermaus auf mich zukommen. Und mit einmal, wie das so im Traume geht, saß ich auf ihrem Rücken und flog über die Stadt, über Mauern, Türme, Berge. Dann aber war es kein Tier mehr, sondern wurde ein dämonisches Wesen, gleichsam ein Drache, der mich trug, und er fasste den Wind mit weitgespannten Flügeln. Ich flog ohne Furcht. Nur Neugier hielt mich in Atem, und ich beobachtete jede Bewegung der Flügel. Nach einer ganzen Weile, ich weiß nicht, wohin und wie lange wir flogen, ließ sich das Wesen auf eine Wiese herab, wie ein Storch sich auf den Boden herabläßt. Dann verschwand es plötzlich, und ich stand allein. Wie ich überrascht, suchend mich nach dem Tier umkehrte, stieß ich an den Pfosten meines Bettes und fuhr auf. Eine Weile lag ich wach, und als es anfang zu dämmern, sah ich vor mir am Boden der Kammer etwas liegen, eine Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln. Sie war tot. Mein Fenster stand offen, also kein Wunder, daß sie hereingeschwirrt war."

"Eine tote Fledermaus? Daz ich nicht lache!" rief Herzog Lodovico. „Nun klärt sich auch Euer Traum mühevlos auf. Ihr saht vielleicht am Tage einen Papierdrachen steigen an Kanabenhänd, und nun kam nachts noch eine Fledermaus dazu, streifte über Euch hin, und so haben wir denn die Ursachen Eures Traumes beisammen. Eine Kinderei das Ganze, nicht wert, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Lasst doch all das Zeug von Federn und Drähten und Holzgestellen und denkt lieber an die Verstärkung unserer Befestigung!"

Lionardo sah in Gedanken vor sich auf eins der Papierblätter, griff nach einem Stift und fügte einige Striche zu einem Gewirr ineinander verhakter Linien.

"Wenn aus einer Wolke, die wasserbeschwert droben am Himmel segelt, plötzlich Blitze herabschießen und ein Haus anzünden können, sollte man da nicht senkrecht von oben Pechkränze auf eine Stadt abwerfen können?"

Lodovico Moro sah belustigt auf. „Nun, nun, Meister, kommt mal gefälligst selbst herab auf die Erde!"

"Ihr schellet meine Phantasie", verteidigte er sich, „aber unsere Phantasien sind etwas sehr Wesenhaftes. Greifen wir sie aus dem Nichts? Nein, Herzog! Unsere Gesichte haben mit den Arbeiten unseres Gehirns, unserer Augen und Ohren nichts zu schaffen. Gott schenkt sie uns, Gott oder ein Dämon. Wir können sie fassen, formen . . ."

Lodovico unterbrach ihn. „Meister, Meister, was Ihr auch sagt, ganz schön, doch das sind alles keine Wirklichkeiten. Das Leben fordert ein Sein hier, auf beiden Beinen, kann nur brauchen, was wirklich ist."

Lionardo runzelte die Stirn. „Gewiß! Und darum wiederhole ich: Sind unsere Gesichte und Ahnungen nichts? Erlauchter Herr, was ich ahnend schaue, innerlich schaue, nur das ist das

Bleibende in meiner Kunst, in aller Kunst. Es ist mit einem Tropfen Ewigkeit getaut! Erlaubt ein Beispiel: Mein Abendmahl wird dereinst verbleichen. Aber seine Gestalten werden am Leben bleiben; denn ich habe sie gesehen!"

Er machte eine kurze Pause, dann fügte er plötzlich hinzu: „Alles Geschehen ist gleichsam die Spitze einer Pyramide. Jemand wie baut sich von hundert Dingen, von einem Papierdrachen spielender Buben, von der Fledermaus, von ihrer nächtlichen Jagd, zu meinem Gehirn eine Verbindung. Den Habicht, der mich neulich wieder an den seltsamen Traum erinnerte, töte der Bolzen. Der Gottesgedanke aber, der dieses Tier bildete und seinen Flug erfand, der lebt und bleibt ewig!"

Herzog Lodovico sah mit lebendigen Augen den Meister an.

"Träume und Tiere, unsterbliche Bausteine?" rief er. „Ein kühner Gedanke! Was aber hat all dies —", er wies auf die Geräte und Zeichnungen, „mit Eurem Schaffen und Planen zu tun? Mit jenem Funken, den Ihr aus dem Stein schlagen wollt?"

"Der Gedanke des Fluges", fuhr Lionardo fort, „hab' ich ihn erst einmal in eine Form gebracht, wird im Menschen wirken, wie das Samenkorn im Boden keimt. Ich ahne, ich weiß es. Ich schaffe dem, was ich traumhaft sah, greifbare Gestalt."

"Möcht' ich's erleben, Meister! Laßt mich daran teilnehmen!"

Lodovico Moro warf sich mit lebhafter Teilnahme auf diesen Traum Lionardos. Er sprang auf, sah mit wachsender Neugierde die Zeichnungen an, betrachtete das von der Decke hängende Modell eines Vogels, stieß es mit der Hand an, drehte es und ließ es hin- und herschwingen. Der Krieger erwachte plötzlich in ihm, der Kondottiere.

"Ja, wenn das Segeln in der Luft möglich wäre!" rief er mit einmal aus. „Und wenn ich, wie Ihr andeutet, mit solchen Dingen Gräben, Mauern und Türme überfliegen und fressendes Feuer auf eine Stadt werfen könnte, Freund, bei den Teufeln der Hölle, dann eroberte ich ja die Welt!"

Lionardo lächelte. „Vielleicht das, was man auf dem Markte Welt nennt. Ein Ding, so von den Alpen bis zum Meer."

"Wär' mir genug! An was weiter denkt Ihr?"

"Es gibt auch eine Welt, in die alles eingeschlossen ist, das, was ist, das, was war, und alles, was sein wird. Eine Welt, aus der unser Tag ans Licht tritt wie der Morgen aus dem Finstern der Nacht, eine Welt, die wir nicht greifen, die wir nicht sehen können wie das Dunkel, und die ihren Ursprung hat jenseits allen Verstehens. Und ihr Ende? Vielleicht liegt's im Ewigen."

"Nun, nun, verfliegt Euch nicht schon wieder in Wolken! Die Ewigkeit bleibt ein gar dunkles und griffsicheres Ding, Meister, trotz allen Pfaffen und Propheten!"

Der Herzog lächelte und rührte Lionardo an der Schulter. Der sah an seinem Gaste vorüber durchs Fenster nach den am Himmel ziehenden Wollenbooten.

"Nur, wer sich in ihr verliert, wird sich in ihr finden und an ihrer Brust ruhen", flüsterte er.

Mit der Hand den schwarzen Bart streichend, seufzte der Herzog: „Zuwiel Philosophie! Damit fange ich nichts an." Dann aber griff er noch einmal nach dem Gehörten. „Wenn Ihr schon glaubt, daß alle Gestalt dort ihre Quelle hat, im Unbegreiflichen, um uns herum, so gebt dem merkwürdigen Wesen wenigstens einen Namen! Kann ich das Ding nicht fassen, so will ich es doch aussprechen können. Was ist nach Eurer Ansicht eigentlich die Welt, unsere und die unbekannte?"

"Der Gedanke einer Gottheit", erwiderte Lionardo.

"Ein Wort und wieder ein nebelhaft Gebilde", meinte Lodovico. „Das werden nur wenige fassen. Indessen, sei es wie es sei, wir wollen es heute dabei bewenden lassen. Möchte bei Euren Forschungen auch etwas Nutzbringendes für uns einfache Menschen und Erdewürmer herauskommen!"

Während Lionardo sich über seine Papiere und Zeichnungen beugte, schien er den hohen Besuch ganz zu vergessen, und der Herzog verließ schließlich die Werkstatt.

Auf der Gasse, wo zwei bewaffnete Diener im Schatten gewartet hatten und nun mit seinem Pferde herbeiliefen, traf er Voltraffio, den Schüler des Meisters. Während er sich in den Sattel schwang und seine Zügel ordnete, rief er dem Maler, der ehrfürchtig grüßend beiseite trat, scherzend zu:

"Meister Lionardo studiert das Geheimnis einer toten Fledermaus! Er baut an einem fliegenden Menschen. Fast fürchte ich, die Welt will diesmal aus einem Weisen einen Narren machen."



# „Zeit sei dem Tag...“

*Ein märchenhaftes Erlebnis von Balder Olden*

\* Mit Zeichnungen von Rolf von Hoerschelmann

Der Maler Rolli schrieb mir aus Wien nach Grundlsee eine Postkarte, er habe von dem Idyll gehört, in dem ich mit meiner jungen Frau Gemahlin lebe — der er ja flüchtig zu begegnen auch schon die Ehre gehabt habe —, und falls ich nicht absagte, würde er sich erlauben, in diesem Idyll vorzusprechen. Sein Zug, in dem er die ganze Nacht, selbstverständlich Künstlerklasse, zu verbringen gedenke, sei morgens um fünf Uhr dreißig in Bad Aussee. „Da ich des Landes unkundig bin, werde ich beobachten auf einem Holzbänkchen warten, bis Sie mich holen oder holen lassen. Aber ich bitte Sie, Ihren Schlaf deshalb nicht abzukürzen, ich habe reichlich Zeit. Bitte, grüßen Sie auch Ihre mir bekannten Nachbarn, Frau Bertha und Herrn Bauer, denen ich bei dieser Gelegenheit mal wieder die Hand schütteln werde ...“

Herr Rolli ist ein sehr kleiner, rundlicher Mann, hat munter-verträumte Auglein im Kopf und ein Bärtchen am Kinn; er lebt davon, Gnomen, Menschenfresser und vertrackte Märchenlandschaften zu zeichnen. Seine ganze Erscheinung ist seltsam aus Eichendorff-Tagen von unserer Zeit übernommen worden und passt eigentlich nicht hinein; aber er hat sich doch allmählich im zwanzigsten Jahrhundert zurechtgefunden, so recht befrieden in der Künstlerklasse oder auf einem Bahnhofsbänkchen wartend.

Wir hatten zwei Tage Zeit, ihm den gebührenden Empfang zu rüsten. Ein ganzes Dorf voll schöner und intelligenter Menschen stand uns hilfsbereit zur Verfügung.

\*

Herr Rolli steckte sein rundes Schädelchen mit Kinnbart und Hornbrille aus dem Wagenfenster. „Ist hier Bad Aussee?“ Er hatte die Nacht über so heruntergedruselt und zuletzt von heissem Kaffee geträumt, nicht recht gewußt, ob diese Reisefrappe das Richtige war, denn wir kannten einander nur soso, mehr durch gemeinsame Freunde als direkt. Gegen Morgen war die Müdigkeit wie Blei auf seine Augendeckel gefallen, so daß er aufs Haar über die Station hinausgefahren wäre. Über er las auf einem großen Schild, daß er sich im rechten Augenblick wachgerissen hatte, denn da war ein sauberer Bahnsteig, und ringsum ragten in einen himmlisch blauen Himmel phantastische Berge, jeder für sich eine gewaltige Individualität. Die Sonne war eben heraus, Vögel schlügen wie berauscht von Morgenlust, und der kleine Herr Rolli wuchtete sein Gepäck aus dem Reh, stieg aus, hatte noch viel Schlaf in den Augen und staunte die grünen Berge mit den grauen Felsköpfen an.

Es näherten sich ihm jedoch drei Männer in steirischem Wuchs, Gamsbärte am Hut, grün-graue Joppen und kurze Lederhosen, drei große stattliche Männer in bärnischem Staat. Hinter ihnen nahmen drei steirische Dirndl Stellung, die schönsten Mädchen, die man sich träumen kann, hochgewachsen, blitzend jung, angetan wie die prachtvollsten Bauernpuppen, die man Kindern zu Weihnachten schenkt. Sie trugen ungeheure Blumensträuße in den Händen, und nun marschierten auch noch vier Musikanten mit Blechmusik an. Sonst waren nur zwei Photographen mit riesigen Apparaten da und der Bahnhofsvorsteher mit seiner roten Mütze; aber kein Reisender, dem dieser Empfang galt.

Herr Rolli war schlafrig-beflutzt — das schien ein verfehltes Unternehmen! Er wollte den schweren Reisesack Schultern, den Rucksack hatte er schon auf dem Buckel, und an dem Festkomitee vorbei seinem Bänkchen zustreben, da zogen die drei Männer ihre Gamsbarthüte, und der stolzeste, größte fragte in steirischem Hochdeutsch:

„Haben wir die Ehre, Hörrn Professor von Rolli vor uns zu föhen?“

„Mein Name ist Rolli, aber . . .“

„Dann gestatten wir uns im Namen der Gemeinde Bad Aussee, Alt-Aussee und Grundlsee, dem Herrn Professor ein freudiges Willkommen zu entbieten! Herr Kapellmeister, Tusch!“

Die Kapelle schmetterte einen Tusch, der ungeheuer durch den Morgen hallte, die drei Dirndl traten vor und machten tiefe Knickse, überreichten ihre Alpenrosen- und Enzianlasten.

„Küß die Hand, Herr Professor, und vergelt's Gott für die Ehre!“

Das ist ja . . . dachte Herr Rolli. Das schönste Dirndl erinnerte ihn an meine Frau. „Verzeihen Sie, gnädige Frau . . .“

Aber das Dirndl prustete dümm wie ein Bauernmädchen, das man „gnädige Frau“ anredet, und die anderen Dirndl prusteten noch lauter und dümmer.

„Pucherer Censi heißt ich, bittschön, Herr Professor.“

Die Photographen wechselten immerzu Platten und stellten ihre Köpfe wieder unter die schwarzen Tücher, ein Empfangsherr nahm Herrn Rollis Reisetasche, die Musik spielte einen Marsch, aber die Blumen mußte Herr Rolli selbst schleppen; beide Arme voll Blumen, marschierte er zwischen den Riesen das Bahnhofsgebäude an, die Tür zum Speisesaal wurde aufgerissen; er trat ein . . . Dann stand er ganz allein im Saal, ein einziger Tisch war festlich gedeckt, mit Blumen geschmückt, aber Festkomitee





und Musik und Photographen? . . . Herr Rolli machte die Tür wieder auf. Keine Seele war mehr auf dem Bahnsteig!

Die Kellnerin war in Festtracht wie die Chrendirndl, seidenes Busentuch über dem schneeweißen Hemd und seidene Schürze über dem Rock, ein schwarzes Kopftuch weich um den Scheitel gefaltet, und auch sie war ein auserwählt schönes Kind. Sie knüpfte und führte Herrn Rolli an den Tisch, der für zwei gedeckt war; endlich wurde er die Last der Sträuße los, aber er stand noch und wartete auf den Pariner zum Frühstück. Die Kellnerin trug auf, was ein hungriger Mann zu dieser Stunde nur ersehnen mag, dampfenden Kaffee und heiße Milch mit einer großen Haube aus geschlagenem Rahm, blitzende Spiegeleier, leuchtenden Schinken, Enziangeist in geschliffener Karaffe, goldgelben Käse, nach dem Backofen duftendes Weizenbrot. Aber Herr Rolli stand und wartete, bis ein uraltes Weiblein neben ihm Platz nahm, mit einem wie aus Holz geschnitten Gesicht lächelte, ein Gebiß zeigte, in dem das strenge Leben nur vier gelbe Veteranen übrig gelassen hatte, und sich mit wackligem Kopf über die guten Dinge hermachte.

„Greifen's zu, Herr Professor!“

Dann sprach die Alte kein Wort mehr, sie löffelte, schlubberte und schwelgte laut; Herr Rolli mußte sich spüten, sonst hätte sie alle Teller allein leergeputzt.

Als das Mahl wortlos beendet war, packte Herr Rolli sich wieder den Rucksack auf und die Arme voll Blumen, aber jetzt hing das Greisenweiblein sich auch noch in seinen Arm, daß er ganz gefesselt war, stieß ein bißchen auf und lachte schämig, und so trippelten sie hinaus auf die Straße, wo ein Zweispänner wartete. Girlanden waren um den Wagenstiel geschlungen, der Kutscher in Sonntagstracht war grün geschmückt, seine Pferde, seine Peitsche. Auf dem Vock saß neben ihm das wunderschöne Dirndl, das meiner Frau ähnlich zu sehen schien, aber es sprach nicht und lächelte nicht, sah geradeaus wie ein Heiduck. Neben Rolli aber nahm das Wurzelweibchen im Wagen Platz, ganzte dem Kutscher zu: „Fahr!“, und die jungen Pferde trabten los. So ging's durch Bad Aussee, wo Kinder „Hoch!“ riefen und aus den Fenstern Tücher flatterten, dann auf ebener Straße hinein in die grünen Tannenwälder.

Man weiß, daß es im Salzkammergut wochenlang gießen kann wie kaum in den Tropen bei großer Regenzeit, aber wenn's der Himmel einmal gut meint, erlebt man ein Strahlen der Sonne und ein Leuchten der Wälder und einen Duft aus Nadelholz, Weidegras, auf Gletschern gekühlter Himmelsluft, wie das Herz es gerade noch ertragen kann. So ein Tag war das; Herrn Rolli lag es nahe, aufzuwachen. Er stupste das Dirndl ein bißchen in den Rücken, um ihm etwas Gutes zu sagen, aber das drehte sich grinsend um. Er warf einen Arm voll zärtlicher Liebe um diealte, aber die machte nur „Wollwoll!“ Dann kam der Seel

Im Grundsee spiegelten sich die steilen Felswände bizarre geförmter Berge, wenn das Wasser klar ist, und an diesem Tag war es wie edelstes Kristall, die Sonne bligte bis in unergründliche Tiefen. Diese Berge, die zugleich in den Himmel und in die Fluten ragten, waren noch unfaßbarer als alles, was dieser Morgen gebracht hatte. Herr Rolli rieß sich am Bart und putzte zum hundertsten Male seine Brillengläser, er glaubte nichts mehr, was er sah. Aber da kam ein Mann in Bauerntracht angeradelt, den er kannte.

„Herr Baux! Herr Baux!“ jubelte er und wußte plötzlich: das war einer von den Photographen auf dem Bahnhof gewesen! Aber der Mann sah ihn fremd an und radelte weiter, ohne den Hut zu kippen.

Dann kam eine junge Bäuerin marschiert, die Herrn Rolli mit hellen Augen anblinlte. Das ist doch Frau Bertha Baux aus München! . . .

„Frau Bertha! Frau Baul!“  
Aber sie lachte nur freundlich, blieb keinen Augenblick stehen.

Jetzt trabten die Füchse durch grünen Wald. Herr Rolli lag besiegt in den Wagentischen und ließ alles kommen, was da kam, ohne zu fragen, ob er träumte. Das Triumphtor mit Tannreisiglanden und buntem „Willkommen!“ überraschte ihn nicht mehr, obwohl es nicht quer über den Weg stand, sondern längs und vor einem Zaun; die Barke am Ufer, grün geschmückt und mit seidenen Kissen, schien selbstverständlich, die Männer, Frauen, Kinder in Sonntagstracht, die ihm stumm zuwinkten. Aber jetzt trat ein kleines Mädchen mit Zahnlücken und Sommersprossen aus der Menge hervor und sang — so falsch, wie Herr Rolli in seinem Leben nie hatte singen hören: „Zu Mantua in Banden.“ Alle fünf Strophen sang es. Ohne eine Sekunde Pause zu machen, fuhr es fort: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ bis zum letzten Reim und, abermals ohne Atem zu holen, deklamierte es mit gellender Stimme und grauenhaft falscher Betonung: „Der Trompeter von Bionville: Sie haben Tod und Verderben gespien“ — bis zum letzten Hauch des abgefloppten Husaren. Herr Rolli dankte nicht, jetzt wußte er bestimmt, daß er schlief oder tot war.

Herrn Rolli packte die alte Frau und ging mit ihm am Arm in die mit Kissen geschmückte Barke. Zwei blonde Burschen tauchten die Ruder in den See. Herr Rolli erkannte, daß er über den Styx fuhr, er erwartete eine lange Reise, aber es ging nur um eine kleine Landzunge herum, bis zu einem hölzernen Märchenhäuschen, einem Pfahlbau, der halb im See lag. Kein Gesicht zeigte sich in den Fenstern, kein Mensch stand auf der Veranda, Bienen summten, sonst war kein Laut. Da plötz-



lich dröhnten Revolver- und Flintenschüsse, ein riesiger Ehrensalut, dessen Echo über den See rollte und von den Bergwänden hundertfach zurückkam. Unsichtbare Hunde, ein ganzes Rudel, heulten und tobten dazu. Jetzt strömten die Bauern, Männer, Frauen, Kinder, die Herrn Rolli an der Ehrenpforte mit toten Gesichtern angeschaut hatten, jubelnd zum Ufer. „Hoch! Hoch! Herr Rolli, hoch!“

Auf der Veranda des verzauberten Häuschens erschienen in roten Mänteln, goldene Papierkronen auf dem Haupt, ein Mann und eine hohe, strahlende alte Frau. Sie hoben die Hände zu feierlichem Gruß. Diesen Mann erkannte Rolli, das war ich, sein Gastfreund. Gleich darauf taumelte er in meine Arme.

„Wecken Sie mich doch auf!“

Ich fragte streng: „Wollen Sie nicht meine Gattin begrüßen, die Frau Sonne?“ und wies auf die schöne, alte Königin, die einst Amme meiner Frau und jetzt die Pflegerin ihres Kindes war. Herr Rolli reckte die kurzen Arme nach ihr, sie beugte sich huldvoll, er küßte sie, sie küßte ihn. Aber dann begann er zu weinen. Er, der selbst ein Märchendichter mit dem Stift und außen wie innen eine Gestalt aus seiner eigenen Märchenwelt war, weinte, von soviel Märchen besiegt, am großen Busen dieser mütterlichen Frau, in ihren Armen, das Kinnbärchlein in ihrem Hals gepreßt. Sie roch nach frischer guter Milch und frisch geplätteter Wäsche, nach Mutter und Kinderstube; er badete ihr Herz mit Kindertränen.

# Wissenschaft an der Wende

## 4. Atomphysik

Von Prof. Dr. A. Sommerfeld

Es ist kein Zweifel, daß die heutige Wissenschaft zur Zusammenfassung und zur Erkenntniskritik neigt. Das gilt von der Mathematik, die die Grundlagen der Geometrie und der Logik zu formulieren unternimmt; das gilt ebenso von der Physik, seitdem Einstein im Jahre 1905 mit seiner speziellen Relativitätstheorie und noch mehr im Jahre 1916 mit seiner allgemeinen Relativitätstheorie unser erkenntnistheoretisches Gewissen geschärft hat. Die bildhafte Vorstellung eines materiellen elastischen Alters, die besonders die Engländer auszubilden liebten, wurde hier erzeugt durch eine philosophische Forderung, nämlich durch das Postulat der Unabhängigkeit der Naturgesetze vom Standpunkt des Beobachters. Eine ähnliche Wandlung hat sich in der Atomphysik vollzogen, über die ich hier berichten möchte.

Niels Bohr hatte, fügend auf der Quantentheorie von Max Planck, Atommodelle skizziert, die von den genau bekannten, aber bis dahin rätselhaften Lichtemissionen des einfachsten Atoms, nämlich von den Spektrallinien des Wasserstoffs, Rechenschaft gaben. Das Atommodell war dem Planetensystem nachgebildet: ein „Kern“, um den die Elektronen kreisen, wie die Planeten um die Sonne. Ich bemerkte, daß man die Elektronenbahnen im Wasserstoff genauer beschreiben kann als Ellipsenbahnen (als „Kepler-Ellipsen“, um auch hier den planetarischen Ausdruck zu benutzen), indem ich deren große und kleine Achse, ihre Stellung im Raum usw. durch eine erweiterte Anwendung der Quantentheorie berechnete. Diese Theorie konnte bestätigt werden durch den Vergleich mit feinsten Spektralmessungen, die um die gleiche Zeit bekannt wurden. Als ich darüber im Jahre 1917 unseren akademischen Frontsoldaten vortrug, sagte mir ein alter Generalarzt, den ich unter meinen Zuhörern hatte: „Mir war bei Ihrem Vortrag zumute, wie kürzlich beim Anhören eines Mozartquartetts; es gibt doch noch etwas Schönes auf der Welt neben diesem furchtbaren Krieg! Es gibt doch noch Gesetze und Harmonien, die über der menschlichen Willkür stehen.“ Wir sahen damals diese einfachen Atombilder als etwas legitimes Reales an und glaubten, sie, auch bei weniger einfachen Atomen als dem des Wasserstoffs, durch die Beobachtung bestätigen zu können.

Aber es ergaben sich auch Unstimmigkeiten, die den Glauben an die allzu wörtliche Realität des Bildes allmählich erschütterten. Zum Beispiel zeigte es sich, daß in den Molekularspektren gewisse Linienabstände durch halbe Zahlen ( $\frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{2}{3} \dots$ ) bestimmt waren, wo wir nach der älteren Theorie ganze Zahlen (1, 2, 3 ...) erwarteten. Seit dem neuen mathematischen Schema der Wellenmechanik (de Broglie, Heisenberg, Schrödinger ums Jahr 1926) ist uns das atomare Planetensystem nur noch ein Gleichnis, keine absolute Wirklichkeit mehr. Die genaue mathematische Beschreibung hat zwar immer noch an das Bild des Planetensystems anzuknüpfen, aber sie malt dieses Bild nicht mehr nach den Regeln der klassischen Punktmechanik, sondern nach denen der Wellenmechanik aus. Die Gesetze der Atommechanik weichen von denen der Himmelsmechanik ab; vielleicht war es eine Naivität, ein übertriebener Optimismus, anzunehmen, daß das mikrokosmische Geschehen dem makrokosmischen genau nachzubilden sei. Die neue Theorie gibt keine bestimmten Positionen der Elektronen, sondern nur Wahrscheinlichkeitsmittel, das Bild wird „unschärfe“, seine Aussagen gelten nur statistisch. Es versteht sich von selbst, daß an den positiven Ergebnissen der älteren Theorie, soweit sie die Beobachtungen betraf, nicht gerüttelt wird, aber ihr Inhalt wird weniger greifbar, ihre Auffassung mehr mathematisch als bildlich. Die Erkenntniskritik hat über die naive Anschauung gesiegt. Man kann das je nach dem persönlichen Standpunkt begrüßen oder bedauern, aber man kann es nicht ändern.

Es ist in jüngster Zeit viel davon die Rede, daß die strenge Kausalität hinfällig geworden sei. In gewissem Sinne ist das zuzugeben. Die neue Theorie handelt von Wahrscheinlichkeiten, wo die ältere Theorie von notwendigen Folgerungen sprach. Aber trotzdem bleibt in praktischer Hinsicht alles beobachtbare Geschehen vorausbestimmbar. In der Erfahrung des täglichen Lebens sowie in der Astronomie haben wir es mit großen Ansammlungen von Atomen zu tun, für welche die von der neuen Theorie behauptete „Unschärfe“ von selbst fortfällt. Und bei den feineren Beobachtungen der Physik können wir immer nur statistische Mittelwerte sehr vieler atomarer Einzelprozesse wahrnehmen, die gerade von der wellenmechanischen Methode scharf erfaßt werden.

Ein geistreicher amerikanischer Kollege meinte kürzlich in einem Vortrag: „Früher konnte man viel erklären und wenig berechnen, heutzutage kann man wenig erklären, aber viel berechnen.“ Das will sagen: Die älteren Theorien waren dem menschlichen Fähigkeitsbedürfnis angepaßt und knüpften an geläufige Vorstellungen großen Maßstabes an. Dafür gehörte der elastische Lichtäther, die quasielastische Lichtquelle älteren Stils und das atomare Planetensystem neuern Datums. Aber das atomare Planetensystem gab keine Handhabe, die Intensitäten der Spektrallinien zwangsläufig zu berechnen. Die neue Wellen- oder Quantenmechanik schafft einen zunächst abstrakt anmutenden Formalismus und verzichtet auf anthropomorphe Anklänge; aber sie liefert sichere mathematische Regeln, um Übergangswahrscheinlichkeiten zwischen einem gegebenen Anfangszustand und einem möglichen Endzustand des fraglichen Atomsystems zu berechnen. Was heißt denn erklären? Letzten Endes doch nur: die Geschehnisse mathematisch beherrschen, das Bielerei auf eine einheitliche Formel bringen. Daß diese Formel uns menschlich anmuten müsse, kann man nicht verlangen. Die Naturgesetze sind viel großzügiger als unsere Denkgewohnheiten. Diese werden durch die Entwicklung umgemodelt; jene sind „beständiger als Erz“.

Zum Schluß sei ein Punkt berührt, der mir für die allgemeine Erkenntnis wesentlich scheint. Wie schon der Name „Wellenmechanik“ andeutet, haben wir den materiellen Punkt der alten Mechanik in ein Wellenphänomen aufzulösen; andererseits haben wir die Lichtwelle mit der materiellen Eigenschaft einer „Lichtkorpuskel“ auszuschalten. Ebenso wie das Licht, nimmt das Elektron eine Doppelnatur an, als Körperchen und als Welle. Der neu entdeckte Tatsachenkomplex der Beugungerscheinungen von Elektronen legt davon Zeugnis ab. Eine vollständige Wiedergabe der atomaren Tatsachen muß beide Seiten des Elektrons in Rechnung setzen. Die klassische Physik kannte nur die eine Seite, beim Licht die Wellennatur, beim materiellen Punkt und beim elektrischen Elementarquantum die körperliche Seite. Die neuere Entwicklung hat mit diesem einheitlichen oder „monistischen“ Standpunkt gebrochen. Sie ist „dualistisch“ geworden, wie unser ganzes Leben dualistisch verläuft und sich zwischen den beiden Polen, Körper und Geist, Außenwelt und Innenleben abspielt.

# Strategie im Sand

Von Karl Ellmar \* Mit eigenen Aufnahmen der „Gartenlaube“

So ist das Leben: Als Jungs hat uns der Weihnachtsmann einmal eine mehr oder minder große Schachtel Bleisoldaten unter den Tannenbaum gelegt. Wir haben mit heißen Köpfen Schlachten damit geschlagen, und die bleiernen Pickelhauben, die Kürassiere und Ulanen, haben natürlich immer gegen die rothehosten Figuren gewonnen. Dann kam eines Tages der Weltkrieg, und aus dem längst vergessenen Kinderspiel wurde 4½ Jahre lang grausamer Ernst. Der Friede brach aus — und heute steht man, ein ausgewachsener Mann, wieder vor der Schachtel Bleisoldaten, greift hinein und leitet Schlachten von Bleisoldaten gegen Bleisoldaten.

Es gibt zur Zeit 100 000 erwachsene Leute im Deutschen Reich, sie tragen dasselbe Feldgrau wie die Millionen im Kriege — und spielen trotzdem mit Bleisoldaten.

Der Unterrichtsraum einer Reichswehrkompanie: ein



„Diesen Kartenausschnitt möchte ich auf dem Sandkasten haben“

großes Zimmer, an den Wänden hängen polnische und französische Uniformtafeln, Querschnitte durch Handgranaten und

Maschinengewehre, graphische Darstellungen über die Folgen des Friedensvertrags und die militärische Übermacht, gegen die die grauen Soldaten, die Reichsgrenzen schützen sollen — Ansichten vom Straßburger Münster, vom Dom St. Marien zu Danzig, vom Kaiser-

paßt, wie schon ihr Name Generalstabskarte sagt, mehr für „höhere Tiere“. Der Sandkasten aber ist etwas Lebendiges, er hat wirkliche Höhen und keine Bergstriche, er hat grüne Wälder und keine Nadel- und Laubholzsignaturen, er hat Gehöfte, Straßen und Schienenwege genau so, wie sie das Auge draußen in der Natur sieht.

Eines Tages kommt der Hauptmann mit einigen jungen Unteroffizieren oder Gefreiten ins Unterrichtszimmer. Er hält eine Karte in der Hand und zeichnet mit einem Blaufüllstift ein kleines Rechteck hinein. „Diesen Kartenausschnitt möchte ich auf dem Sandkasten haben“, sagt er und gibt die Karte dem Unteroffizier. „Übernorgen mittag ist alles fertig. Wiedersehen!“

Der junge Unteroffizier schiebt die Schirmmütze ins Genick und krault sich den Scheitel. Hm, das blauumrissene Stückchen Karte ist winzig klein, nur ein paar Zentimeter lang und breit — aber der Sandkasten ist riesengroß, er misst an die zehn Quadratmeter. Auf diesen zehn Quadratmetern soll — maßstabsgerecht!! — in der knappen Freizeit von zwei Tagen in Natur daselbe Bild erstehen, das der Kartograph mit winzigen



Ran an die Arbeit!

schloß in Posen, vom Rathaus in Thorn.

In der Ecke des Unterrichtsraumes aber steht ein grau gestrichenes Ungeheuer auf sechs Schemeln. Vier Bretter rahmen eine täuschend nachgeahmte Landschaft ein mit Waldstücken, Hügeln, Tälern, Dörfern, baumbestandenen Straßen, Windmühlen, Obstgärten, Ziegeleien, Seen, Wiesen: der Sandkasten der Kompanie.

Kein Stand hängt mehr an der Überlieferung als das Heer. In der alten Armee war der Sandkasten nicht Allgemeingut — und deshalb hat es Jahre gedauert, bis sich der Sandkasten in der Reichswehr durchsetzen konnte. Heute ist er eine Selbstverständlichkeit geworden, ein Unterrichtszimmer ohne Sandkasten ist heute ein Ding der Unmöglichkeit.

Der Zweck des grau gestrichenen Ungetüms, das die Schmalseite des Unterrichtsraumes fast völlig ausfüllt: Der Sandkasten soll die Übung im Gelände zwar nicht ersetzen, aber ergänzen. Die Landkarte in der Hand eines Rekruten ist etwas Kaltes und Totes, sie

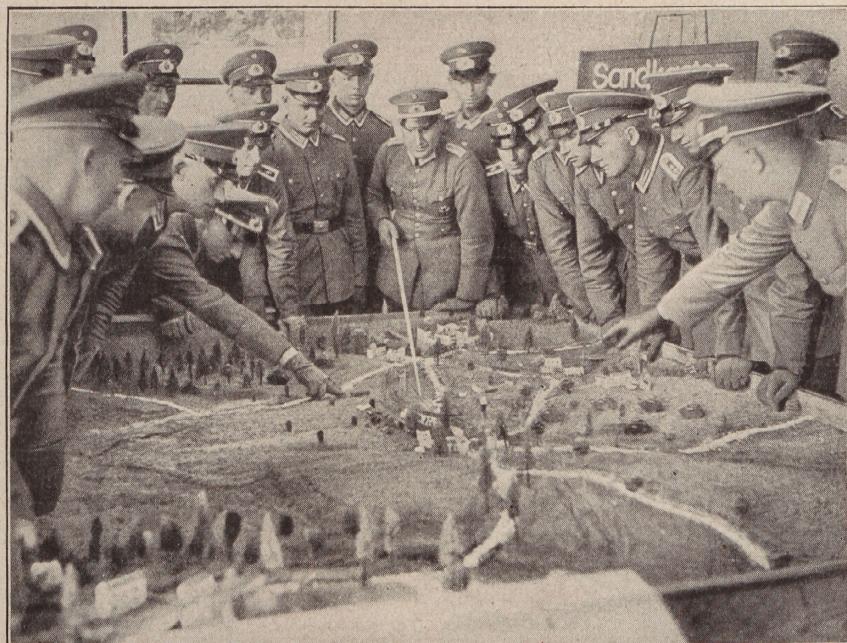
Signaturen auf das Papier gebannt hat. Aus Bergstrichen sollen Höhen, aus einer kurmen Linie ein Bach, aus einem dünnen Strich ein Feldweg, aus einigen Zuderhütchen ein Tannenwald, aus einem kleinen vierckigen Punkt ein Gehöft werden.

Und es heißt nicht umsonst in dem uralten Soldatenliede: „Unser Hauptmann, der ist ein gar strenger Mann . . .“ Übermorgen, pünktlich um Mittag, wird der Hauptmann erscheinen, er wird einen Meterstab zur Hand nehmen und genau nachprüfen, was seine Helden im Schweiße ihres Angesichts vollbracht haben. Und wenn der Unfall zu groß ist, dann fährt die Spize des Meterstabs ungnädig mitten durch Dörfer und Alde und der Hauptmann sagt: „Nochmal, damit ihr endlich Karten lesen lernt!“

Denn wahrhaftig: Wer einen Sandkasten maßstabsgerecht aufzubauen hat, der lernt die Karte lesen bis in die letzten Feinheiten!

Eines Tages steht der Sandkasten farbenprächtig da mit roten Dächern, mit grünen Wiesen, mit weißen Straßen, freundlichen Birkenwegen und Weidengebüsch am Bachufer. Der Hauptmann nickt und lächelt — nicht nur über den neuen blitzblanken Sandkasten, sondern auch darüber, daß seine Kompanie wieder einmal nach eigenem Geschmack gebaut hat. Tradition muß sein. Die eine Kompanie streut ein schreiendes Giftgrün auf die Wiesen, die andere ist künstlerischer veranlagt und mischt und dämpft die Farben. Die eine ist großzügig und deutet nur an — die andere tobts sich in zierlich geschnitzten Häuschen, in künstvoll nachgemachten Birkenbäumchen und Koppelzäunen aus.

Der Sandkasten ist fertig — jetzt beginnt der Ernst.

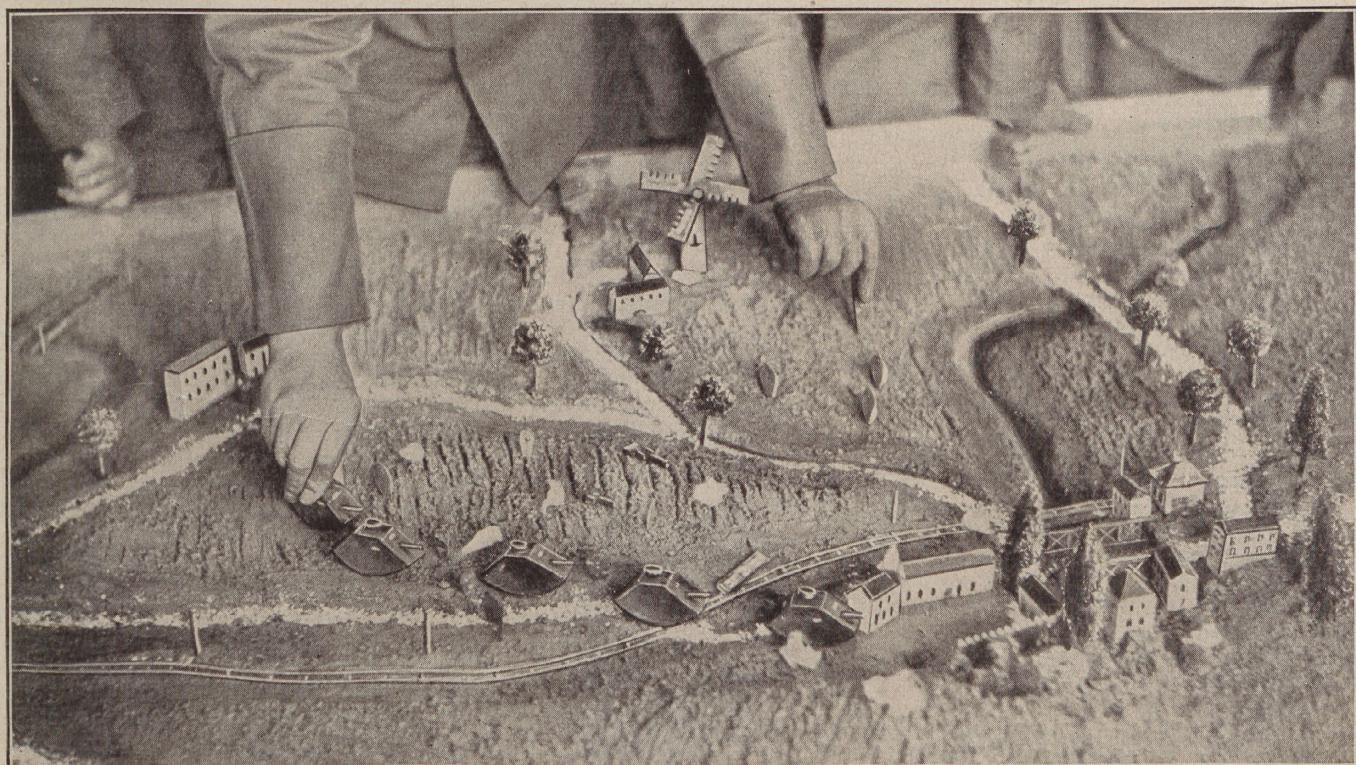


Der Hauptmann mit seinen Unteroffizieren



Der Krieg findet zwar im Saal statt, aber mit heißen Köpfen

Die Rekrutenklasse hat am Vormittag auf dem Exerzierplatz „Patrouille“ geübt. Am Nachmittag steht sie um den Sandkasten, und der Leutnant stellt eine Patrouillenaufgabe. Vier Köpfe ist die Patrouille stark, ein Führer und drei Mann, und der Leutnant greift in die Schachtel, stellt vier graue Bleisoldaten in das Weidengebüsch am Bach und sagt: „Das sind Sie, Adomeit, Sie führen die Patrouille. Und das ist Naujokat II, Möller und Lenschke. Also, Adomeit — Sie



Die Tanks rasseln gegen das Dorf vor

Aufnahmen Scherl

sollen mit Ihren Männern feststellen, ob in diesem Gehöft die Polen stecken oder nicht. Wie machen Sie das?"

Der junge Schütze Adomeit fasst nach heftigen Überlegungen den Entschluß, Möller und Lenschke schußbereit am Gebüsch liegen zu lassen und sich mit Naujokat II am Bach entlang und dann durch den Hohlweg an das Gehöft heranzuschleichen, von Deckung zu Deckung. Und genau so, wie Adomeit mit seiner Patrouille vorgeht, so wandern die Figuren auf dem Sandkasten mit. Auf einmal greift der Leutnant in die Schachtel und legt zwei khaki-braune Bleisoldaten an die Scheunenecke und dann noch ein halbes Dutzend, bis das Gehöft dick von Polen besetzt ist.

"Adomeit, aus dem Gehöft knallt es kräftig; es gibt Zunder! Naujokat II, Sie haben sich in Ihrer ganzen stolzen Körperlänge von 1,89 mitten auf die blanke Wiese gelegt. War das richtig?"

"Nein!" tönt es im Kreis und ein Dutzend Zeigefinger deuten auf den Baum, hinter dem er hätte Deckung nehmen sollen.

"Richtig", entscheidet der Leutnant und kippt den Bleisoldaten, der Naujokat II darstellt, auf die Seite. "Kopfschuß! Sie haben jetzt nur noch zwei Leute, Adomeit. Entschluß! Was tun Sie?"

Anderthalb Stunden mühen sich die Rekruten mit der Pa-

trouille ab — dann kommt die ältere Mannschaft an die Reihe. Sie gibt sich schon nicht mehr mit "Patrouienzauber" ab, sie kann schon Gruppen und schwere Maschinengewehre durch die Gegend führen. Und die Unterführerklasse, die den Nachwuchs für die Unteroffiziere liefern soll, kämpft bereits im Rahmen des Zuges. Wenn aber der Hauptmann mit seinen "Korporälen", nämlich mit den Unteroffizieren, erscheint, die als Zug- und Kompanieführer ausgebildet werden, dann bedeckt sich der Sandkasten mit bleiernen Nachbildungen von Soldaten, Maschinengewehren, Minenwerfern und Tanks. Es rautet unter den Schirmmützen, denn in der Hitze des Spiels in Sekundenschnelle den Entschluß zu treffen und einen klaren, unmäßverständlichen Kommandobefehl aus dem Handgelenk zu schmettern — das ist nicht so einfach.

Beim Spiel am Sandkasten kommt alles auf den Leitenden an; es kann bodenlos langweilig werden. Hat der Leitende aber Schwung und Phantasie, kennt er den Krieg aus eigenem Erleben — dann gibt es heiße Köpfe, und für eine Stunde werden die spielerischen Bleisoldaten zu wirklichen Kämpfern, die Tanks rasseln gegen das Dorf heran, der hunte Sandkasten wird zum Schlachtfeld, auf dem die eisernen Würfel rollen.

## Das alte Recht

Skizze von Adele Ude \* Mit Zeichnungen von Karl Hänsel-Dresden



Als Herr von E. den Einödhof erwarb, um hier in ungestörter Muße die Studien seiner großen Reisen zu verarbeiten, wußte er nichts von den schweren Streitigkeiten, darin dieser alte Bauernsitz jahrelang verstrickt gewesen.

Es hätte ihm auch sicher nichts daran gelegen, die Geschichte der Vorbesitzer zu erfahren. Ihm genügte es, daß der Hof in einer schönen Landschaft lag, die ihn zum Schaffen anregte. Zudem war der ganze Hof von einer weiten Wiese umgeben, die ihn von allen Nachbarn trennte und einen ungestörten Frieden versprach. Diese leuchtende, blumige Wiese war von Anbeginn die besondere Freude des neuen Besitzers. Nichts vermochte ihn so zu erfrischen, wie wenn er von seinem Schreibtisch aufstand und den Blick auf der weiten, sonnigen Fläche ruhen ließ.

Und doch lag gerade in dieser so friedlich beruhrenden Aue die kleine, bittere Spur eines alten, verlegten Rechtes begraben, die auch für den neuen, ahnungslosen Besitzer eines Tages auf ungewöhnliche Weise sichtbar werden sollte.

Herr von E. dachte vorerst nicht daran, mit seinen Nachbarn, auf deren Gehöfte sein hochgelegenes Haus hinabzah, in nähere Beziehungen zu treten. Der einzige, dessen Besuch er schäzen lernte und mit dem er im Laufe dieses ersten Sommers manchen frühen Morgen verplauderte, war der Förster, ein ebenso bedächtiger wie tiefdenkender Mann. Aber die Gespräche mit diesem alten, einsam hausenden Jäger betraten nur den Wald und das Leben der Tiere, das Herr von E. besonders gern beobachtete und auch in seinen Schriften häufig behandelte.

Den Verzicht auf alle übrigen nachbarlichen Beziehungen konnte der neue Besitzer der Einöde sich um so mehr er-

lauben, als er vermögend war und sich auf keine bauerliche Hilfe und Gefälligkeit angewiesen sah, von denen das Leben auf dem Lande sonst leicht abhängig ist. So lebte er ganz seinen Neigungen, richtete den alten Hof nach seinen Ansprüchen ein und fühlte sich befriedigt als uneingeschränkter Herr auf einem schönen, friedlichen Stück Erde.

Es kam der Herbst, von Herrn von E. als eine besonders anregende Arbeitszeit erwartet, in der er den ersten Teil seiner Schriften abzuschließen hoffte.

An einem rauschenden Oktoberabend saß er wie stets über seiner Arbeit, ohne auf die dahingegangene Zeit zu achten. Im Haus war alles still, das Gesinde war schon lange schlafen gegangen. Aber die fürsorgliche Hausmagd hatte, wohl in Aussicht, daß der Herr wieder bis tief in die Nacht hinein schreiben würde, den Kachelofen noch reichlich gefüllt, und das Prasseln der Scheite übertönte wohl den immer stärker einsetzenden Sturm.

Da fuhr der Schreibende plötzlich auf — draußen klangen laute, dringende Rufe. Mit einem Schritt war Herr von E. am Fenster und sah betroffen eine unnatürliche Helligkeit aufflackern. Einige fremde Burschen rannten über den Hof und schrien mit gellenden Stimmen: "Feuer!!"

Hinausstürzend sah der Erschrockene die Flammen aus dem Dach seines Hauses züngeln, die der Sturm — es war der Föhn, wie die dumpfe Luftwärme verriet — heulend ansachte und furchtbar auszubreiten drohte. Blindlings folgte Herr von E. den Zurufen der Burschen, die er zwar nicht kannte, die aber so besonnen und gewandt vorgingen, daß auch das herbeigeeilte Gesinde ihnen ohne weiteres gehorchte.

Nach einer beklemmenden, rasflosen Stunde war die größte Gefahr überwunden. Aber der Tag begann bereits zu grauen, als das letzte getan war und allen Helfern eine Stärkung gereicht werden konnte. Da bot sich auch die erste Gelegenheit, über das Geschehene zu reden, und der Betroffene erfuhr, diesmal leider zu spät, daß man hierzulande in solchen Föhnnächten alle Glut in den Öfen erstickt. Denn nichts reizt die Funken leichter aus den Schornsteinen und schürt sie am Gebälk rascher zu Flammen als der trockene Föhnsturm.

Herr von E. schaute die Burschen



nun auch genauer an, die das Schlimmste verhüten halfen, und fragte, wo sie denn das ausbrechende Feuer zuerst bemerkten hätten. Die jungen Leute gestanden, daß sie sich beim Tanz im Kirchdorf reichlich verspätet hätten, da wären sie über den Berg durch die Wiese des Herrn von E. gegangen. Es führe da eine alte verwachsene Wegspur. Dies sei zwar ein Übergriff, aber Herr von E. würde es ihnen nun hoffentlich nachsehen. Denn niemals hätten sie die noch kleinen Flammen bemerken können, wenn sie wie sonst den Umweg durch die tiefgelegene Waldschlucht gegangen wären.

Herr von E., der noch im Innersten erfüllt war von dem Erlebten, reichte, von neuem bewegt, den Burschen die Hand.

„Meinetwegen“, rief er ohne Besinnen, „mögen Sie und auch Ihre Angehörigen die alte Wegspur, die Sie mir nannten, so oft benutzen, wie es Ihnen gelegen ist. Kürzen Sie getrost Ihre Wege durch meine Wiese und schauen Sie allzeit so nachbarlich zu meinem Haus hinüber wie in dieser Nacht!“

Er merkte wohl, wie die Burschen einander betroffen und fragend ansahen. Deshalb wiederholte er noch einmal nachdrücklich sein Anerbieten. Da nahmen die jungen Leute wortlos ihre Mützen ab und reichten ihm ernsthaft die noch rauchgeschwärzten Hände.

Dass es mit diesem fast feierlichen Händedruck eine ganz besondere Bewandtnis hatte, erfuhr Herr von E. allerdings erst am nächsten Tag, als der alte Förster vom Wald herabstieg, um sich von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen.

Er ließ Herrn von E. ausführlich erzählen. Nur hin und wieder qualmte seine Pfeife mit dem Rohr aus Rehgehörn ein wenig stärker, was eine heimliche Stellungnahme verriet. Endlich klopfte er nachdenklich seine Pfeife aus. „Es geht merkwürdig zu im Leben, Herr von E. Was der frühere Besitzer dieses Hofes seinen Nachbarn in langen Prozessen mühsam abgelöst hat, das geben Sie nun den Leuten freiwillig wieder.“

„Wovon reden Sie?“ fragte Herr von E. verwundert.

„Ich meine den Weg durch Ihre Wiese.“

„Und was hat der mit Prozessen zu tun?“

„Seit denkbaren Zeiten führte ein altes Gehrecht durch die große Wiese des Einödhofes. Aber der letzte Bauer hier war ein mißgünstiger, menschenfeindlicher Mann; der wollte das alte Recht nicht mehr dulden. Er war reich genug, lange Prozesse darum zu führen und gegen seine ärmeren Nachbarn stärker zu sein. Die Leute mußten schließlich das Streiten aufgeben und nun zum Kirchdorf den weiten Umweg durch die feuchte und finstere Waldschlucht zurücklegen. Ein paar Jahrzehnte sind darüber vergangen. Und nun über Nacht erhalten die Leute auf einmal wiedergeschickt, was doch für alle Zeiten verloren und verwachsen schien.“

Herr von E. schwieg eine Weile, in der er sich zu fragen schien, inwieweit er vielleicht bei seiner Erlaubnis unter geheimnisvollen Einflüssen dieser alten Erde und ihrer Schicksale gestanden hatte.

„Von all dem habe ich natürlich nichts gewußt“, zögerte er. „Immerhin, wenn ich, ohne es zu ahnen, einem verloren gegangenen Recht gleichzeitig wieder zur Geltung verhelfen sollte, so habe ich um so mehr Veranlassung, mich meines Einfalls zu freuen und mir nur Gutes davon zu versprechen.“



# Zwischen Tag und Traum

Kleines Erlebnis von Herta Plötz

Es ist die Stunde zwischen Tag und Nacht, die Stunde zwischen Wirklichkeit und Traum, die Stunde, in der lebendig wird, was der helle Tag verdrängte. Ich liege hinter der Hecke eines blühenden, duftenden Parkes und horche auf die Stimmen der Dämmerung und warte auf Schlaf und Vergessen.

Von den Wiesen her, in denen der Tau dicht und kühl wie ein weißes Meer steht, zieht mit dem herben Geruch des gemähten Grases der Duft sterbender Wiesenblumen, der die Seele traurig und hoffnungslos macht. lautlos wie ein Schatten gleitet auf weichen Schwingen eine Eule vorüber und verschwindet im Park.

Im Gutshause hinter den hohen Tannen ist Rundfunkmusik. Eine dunkle Frauenstimme singt. Man versteht die Worte nicht, aber die Töne dringen klar und weich zu mir her. Es ist eine schlichte Melodie, schwermüdig und still, eine Melodie, die alles sagt, was der sinkende Abend hier draußen verschweigt.

Pötzlich bricht das Singen ab, man hat wohl die Fenster geschlossen. Kein Ton dringt mehr zu mir heraus.

Wie fühlbar still ist es jetzt, da die warme Stimme schweigt.

Am fahlen Himmel blinzeln blaß und lichtlos die ersten Sterne. Hinten im Dorf kläfft wütend mit überschnappender Stimme ein Hund. Ein Auto hupt drohend und herrisch auf ferner Straße. Der Ton erstickt in Nacht und Stille.

Auf dem Scheunendach ruft der Kauz nach seiner Gefährtin. Immer wieder beginnt er sein seltsames Liebeslied. Es klingt bald wie Menschenlachen, bald wie Hundegebell, bald ist es ein böses, heiseres Fauchen, dann wieder ein klägliches au au, das plötzlich in ein Kichern umschlägt. Der sonderbare heimliche Sänger ist unermüdlich im Erfinden neuer Strophen.

Schließlich verstummt auch er. Vielleicht hat er die gefunden, die er suchte, vielleicht auch hat er die Hoffnung, sie zu finden, aufgegeben, denn es ist schon spät im Jahr.

Dunkler färbt sich nun der Himmel, heller blinken die Sterne. Meine Decke ist naß von dem Dunst, der aus der Erde steigt.

Nichts regt sich mehr. Um mich her steht stumm und ewig unergründlich die große seelenlose Verlassenheit der Nacht.

Ich will schlafen und kann es nicht.

Auf einer fernen, fremden Welt mag es jetzt lichterhelle, laute Strafen, mag es lachende, sorglose Menschen geben, hier aber unter den Sternen ist Schweigen, ist Nacht und Nichts.

Ich schließe die Augen, um den kalten Glanz der Sterne nicht mehr zu sehen, aber man kann der Stille nicht entrinnen, man kann auch die dumpfe Hoffnungslosigkeit eines leeren Daseins nicht bannen, man ist nicht mehr Herr über das peinigende, ratselose Heer der Gedanken. Drohend, wie ein riesiges unabwendbares Verhängnis steigt das Leben auf in der Qual bleierner, schlafloser Stunden. Die Tür zum Wahnsinn steht auf, wo ist da noch eine Grenze?

Leise, leise streift etwas mein Haar, meine Wange. Es schnurrt an meinem Ohr. Ich halte den Atem an. Ein weicher Leib drängt sich an meinen Hals.

Eine Kätzchen.

Irgendeine kleine, fremde Kätzchen kommt in der quälenden Einsamkeit dieser Nacht zu mir. Beglückt streichele ich ihren weichen Pelz. Sie hält schnurrend still und blinzelt mich aus glassgrünen, halbgeschlossenen Augen an. Schließlich steigt sie auf meine Brust. Ich lasse sie unter die wärmende Decke kriechen, und mit einer Selbstverständlichkeit, als sei das ihr gewohnter Platz, rollt sie sich dort zusammen. Dort liegt sie nun, ein weicher, warmer Knäuel, spinnt noch ein Weilchen und verstummt. Ich wage nicht, mich zu rühren, um die nicht zu stören, die sich vertrauensvoll in meinen Schutz begeben hat. In mir ist eine hohe, dankbare Freude über die Gegenwart dieses fremden Tieres, das ich betreuen und behüten darf. Mir scheint die Nacht nicht mehr einsam, sie ist voller Frieden und seigner Ruhe. Süß und berauschend duften die Büsche und Blumen im Park.

Sommernachtfrieden. Fern, ganz fern in irgendeinem Dorf schlägt eine Kirchenuhr: Mitternacht.

Reglos liege ich im Tauen und hüte den Schlaf einer kleinen, fremden Kätzchen.

# Vom elektrischen Gaslicht

Von Friedrich Barkas

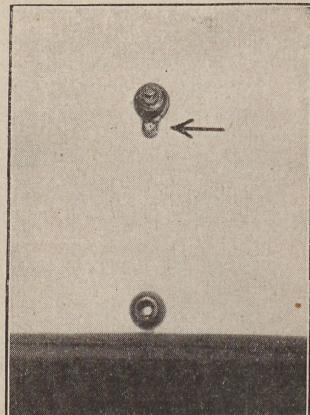
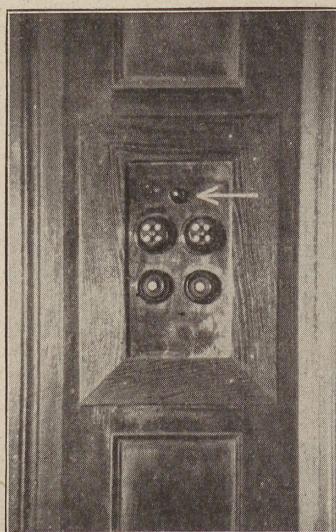
Eine kleine Glimmlampe, die zur näheren Bezeichnung eines Lichtschalters dient, beansprucht nur eine Leistung von  $\frac{1}{20}$  Watt, das heißt, sie verbraucht erst in 20 000 Stunden eine Kilowattstunde. Da der Tag 24 Stunden hat, das Jahr demnach 8760 Stunden, so kann eine solche Lampe fast 2½ Jahre brennen, bis sie eine Kilowattstunde im Werte von durchschnittlich 20 Pfennig verbraucht hat. Im Monat verbraucht sie also noch nicht für einen Pfennig Strom. Die Lampe selbst kostet nur eine Mark; dazu kommt noch ein geringer Betrag für einen Vorschaltwiderstand und für eine Fassung. Das Schalterlicht bekommt man gleich fertig mit Lampe, Vorschaltwiderstand und Fassung mit Schuhgehäuse.

Natürlich haben wir uns in unserem elektrisch eingerichteten Hause auch die Vorteile des Schalterlichtes zunutze gemacht. Daraüber hinaus aber haben wir uns überlegt, welche Aufgaben, die wir bisher auf einfache Weise nicht erledigten, wir mit der kleinen Glimmlampe noch lösen könnten; da hat sich denn eine Fülle von Verwendungsmöglichkeiten ergeben, über die ich im folgenden einiges berichten möchte.

Zunächst ist die kleine Lampe das einfachste und billigste Fernmeldemittel. Wir benutzen sie z. B. dazu, uns von der Wasserpumpe erzählen zu lassen, was sie eigentlich macht. Wir haben ja auf dem Lande keine Wasserleitung, und so pumpt uns die im Tiefbrunnen stehende elektrische Pumpe das Wasser in einen Kessel im Keller. Den Luftdruck im Kessel zeigt ein Druckmesser (4) neben dem Funkempfänger an. Die Pumpe schaltet sich selbsttätig ein, wenn der Luftdruck ein gewisses Maß unterschreitet, und sie schaltet sich wieder aus, wenn der Höchstdruck erreicht ist. Solange die Pumpe pumpt, leuchtet in meinem Zimmer eine solche kleine Glimmlampe (1) und meldet dadurch: „Hier Pumpel! Ich pumpel!“

Nun haben die Objekte bekanntlich einen geradezu unauslöschlichen Haß gegen den Menschen, wie dies Bischer in seinem berühmten Buch „Auch Einer“ in so köstlicher Weise nachgewiesen hat. Von diesem Haß ist auch die elektrische Pumpe beseelt, und deshalb legte sie früher immer ausgerechnet dann los, wenn beim Funkempfang eine ganz besondere Stelle kam. Sie rief dann dazwischen: „Atsch, ihr möchtet Funk hören! Ja, piepe, ich werde euch das schon versalzen! Rrrrrr!“ Aber das haben wir ihr abgewöhnt, indem wir durch eine elektrische Schaltung die Pumpe während des Funkhörens selbsttätig sperren.

Sie kann also dann nicht pumpen. Sollte aber das Wasser während dieser Zeit zur Neige gehen, so meldet sie durch das Leuchten einer zweiten (2) Glimmlampe: „Hier Pumpel! Ich sollte jetzt eigentlich pumpen; aber da du Funk hörst, kann ich nicht. Habe doch die Liebenswürdigkeit und schalte den Funk während der nächsten Pause aus! Ich pumpe dann wieder etwas Wasser in den Kessel, und wenn ich da-



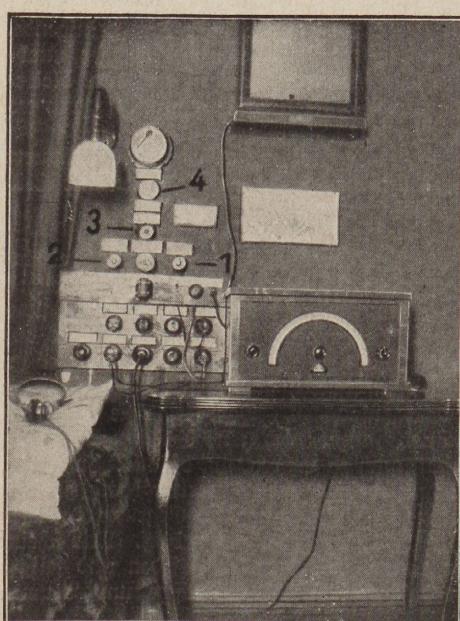
Da man die Entfernung der Schalter und Druckknöpfe von dem mit einem Pfeil gekennzeichneten Schalterlicht kennt, findet man sie im Dunkeln ohne weiteres

mit während der Pause nicht fertig werde, so hast du jedenfalls vorläufig wieder genug, und den Rest pumpe ich dir dann, wenn du mit Hören fertig bist, ohne daß du mich noch einmal daran zu erinnern brauchst.“ Sehen Sie, lieber Leser, das ist eine sehr bequeme Sache, und man braucht nun nicht mehr in den Keller zu laufen, um diese technische Angelegenheit zu überwachen und nötigenfalls durch Schalten einzugreifen.

Natürlich ärgerten sich nun die Objekte ganz ungeheuer, daß es ihnen auf diese Weise verwehrt war, ihre Lücke an uns auszulassen, und so sammelten sie auf Rache, die ihnen dank ihrer Bosheit auch gelang: Eines Abends empfing mich der weibliche Teil der Bevölkerung mit der erfreulichen Mitteilung, die Wasserpumpe müsse entzwey sein, denn es gebe kein Wasser. So schlimm war es nun nicht, die Pumpe war nur nachgeschenkt worden, und dazu hatte der Elektrotechniker ihren Hauptschalter ausgeschaltet und ihn nachher wieder einzuschalten vergessen. Da dieser Schalter im Keller ist, konnte ich das nicht rechtzeitig bemerken. Ich schaltete also den Schalter wieder ein, die Pumpe legte los, und ich begab mich zum Abendbrot. Als ich mich nachher der vorderen Haustür näherte, gelangte ich innerhalb des Hauses in einen Wolfenbruch, denn im oberen Stockwerk hatte jemand einen Hahn aufgelassen, und das Wasser lief durch die Decke hindurch. Damit so etwas nicht wieder vorkommen kann, habe ich in meinem Zimmer eine dritte Glimmlampe (3) angebracht, und zwar eine rote, die dauernd leuchtet, solange der Hauptschalter der Pumpe geschlossen ist. Seitdem ist auch tatsächlich nichts wieder vorgekommen; diese Überwachungseinrichtungen haben sich vielmehr glänzend bewährt, und sie haben sehr wenig gekostet. Ihre Betriebskosten betragen noch nicht 10 Pfennig im Jahre.

Wenn ich vorhin gesagt habe, daß man mit der Zwergglimmlampe auch etwas beleuchten könnte, so möchte ich dafür auch zwei Beispiele geben. Ich beleuchte damit z. B. eine Uhr im Schlafzimmer. Das ist eine Uhr von etwa der doppelten Größe einer Taschenuhr, die man an einem kleinen Arm rechtwinklig zur Wand so über dem Nachttisch hängt, daß ich sie vom Bett aus bequem sehen kann. Schräg darüber ist nun eine Zwergglimmlampe an einem Arm mit einem Scheinwerfer befestigt, der die Uhr in vollkommen ausreichender Weise beleuchtet. Freilich nützte das nichts, denn ich bin leider so fernsichtig, daß ich selbst die dicken Zeiger der großen Uhr ohne Brille nicht erkennen kann. Da habe ich mir denn so geholfen, daß ich in einen dritten Arm ein Brillenglas eingesetzt habe, und nun kann ich in der Tat zu jeder Nachtstunde die Uhr deutlich erkennen, ja sogar die kleinen Zahlen am Sekundenzifferblatt lesen.

Sehr geeignet ist die kleine Glimmlampe für durchscheinende Inschriften. Vor einer Gartenpforte steht ein Lichtmast, an dem sich drei Druckknöpfe befinden. Der eine dient zum Einschalten

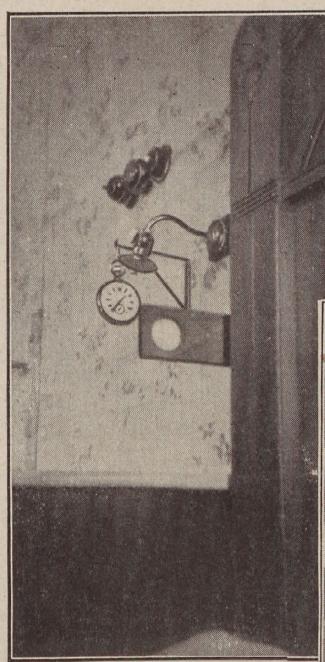


Nr. 1–3 Glimmlampen, Nr. 4 Druckmesser, darüber Spannungsmesser. Links neben dem Rundfunkempfänger Schaltbrett für den Rundfunk und die Pumpenanlage

des Lichtes auf dem Wege ins Dorf, der zweite zum Einschalten des Lichtes im Garten, und der dritte ist die Hausklingel. Die Inschriften, die besagen, was die Druckknöpfe zu bedeuten haben, stehen auf Papier hinter einer Glasplatte und sind von hinten her mit einer Zwergglimmlampe durchleuchtet. Bei Tage sieht man die Beleuchtung nicht, obwohl sie auch da brennt, denn ein Schalter zum Ausschalten bei Tage würde sich durch die Stromersparnis erst in 50 Jahren bezahlt machen, und außerdem müßte man ihn morgens und abends bedienen; sobald es aber dunkel wird, scheint die Lampe durch das Papier hindurch, so daß man die Inschriften gut lesen kann. Das ist eine Einrichtung, die entschieden Verbreitung verdient und z. B. von Ärzten zur Durchleuchtung ihrer Hauschilder und für viele andere Zwecke benutzt werden kann.

Die Glimmlampen im Hause, einerlei, ob sie nun zur Kennzeichnung eines Schalters oder etwa als Melde-lampen dienen, bringen auch noch eine andere Annehmlichkeit mit sich, an die wir bei ihrer Anbringung gar nicht gedacht haben: Wenn es nämlich dunkel ist, so bilden sie Richtungspunkte in den Zimmern, so daß man z. B. die Tür, neben der ja gewöhnlich ein Lichtschalter angebracht ist, auch im Dunkeln ohne weiteres findet, ebenso auch die Türklinke, deren Entfernung vom Schalter wenigstens den Hausbewohnern ja bekannt ist.

Brennt am elektrischen Bügeleisen eine solche Lampe, so kann man schon aus der Ferne erkennen, wenn es unter Strom steht, und man wird dann natürlich das Ausschalten nicht so leicht vergessen, wie es sonst recht oft geschieht. So ist es noch an



Die Uhr wird von einer Zwergglimmlampe ausreichend beleuchtet. In dem hölzernen Arm befindet sich ein Brillenglas

Rechts: Die Inschriften der Schalter sind zweckmäßig durch Glimmlicht beleuchtet

vielen anderen Geräten. Der Stromverbrauch der kleinen Lampe kommt gar nicht in Betracht, denn er ist viel kleiner als die Schwankungen im Verbrauch des Bügeleisens. Jedermann wird in seiner Wohnung genug Beispiele finden, wo er die kleine Lampe verwenden kann, sei es als Wegweiser, etwa zum leichten Finden eines Schalters oder einer Tür, sei es zum Anzeigen eines Stromes oder von ihm veranlaßter Vorgänge, sei es endlich zur Kleinbeleuchtung, wie ich sie an meiner Schlafzimmeruhr eingerichtet habe. Man kann wirklich sagen, daß die kleine, so bescheidene Lampe viele Bedürfnisse befriedigt, die bisher nicht so einfach und vor allem auch nicht so billig befriedigt werden konnten.

Glimmlampen haben keinen Leuchtdraht, wie ihn die Glühlampen haben. Sie liefern kaltes Licht lediglich durch Leuchte eines in ihre Glaskugel eingeschlossenen Gases. Ihre Weiterbildung sind die roten, gelben, blauen und grünen Leuchtröhren, wie wir sie in unseren Großstädten, auch schon in den Kleinstädten als Werbebeleuchtung an den Häuserflächen, den Giebeln und auf den Dächern bewundern können. Diese Röhren verdanken ihre verschiedenen Farben der verwendeten Gasfüllung und zum Teil auch gefärbten Gläsern. Sie bilden den Ausgangspunkt unseres künftigen elektrischen Gaslichtes, das uns vielleicht die Hälfte der aufgewandten Stromenergie als sichtbares Licht spenden wird, während die jetzige Glühlampe trotz ihrer scheinbaren Vorzüglichkeit nur etwa

drei vom Hundert des Stromes, den wir bezahlen müssen, in sichtbares Licht umsetzt — für die übrigen 97 vom Hundert erhalten wir teils unsichtbares Licht, zum größten Teil aber Wärme, die wir gar nicht haben wollen.

In nicht allzu ferner Zeit wird die Glühlampe den Weg des Kienspanns und der Petroleumlampe gehen und man wird sie, wie jene beiden Vorläufer im Lichtspenden, nur noch im Museum bewundern können; denn der Fortschritt von ihr zur elektrischen Gaslampe wird größer sein als der vom Kienspan zur Kohlenfadenglühlampe.

## Berufsberatung für die Frau

### Modezeichnerin

Wie erfolgt die Ausbildung zur Modezeichnerin, welche Vorbildung? Ist der Beruf lohnend? Gibt es dafür eigene Kurse?

E. B., Nördlingen

Wir haben zuletzt in Heft 27 dieses Jahrganges über den Beruf Auskunft erteilt, verweisen auch auf den Bescheid in Heft 31 des vorigen Jahrgangs. Es ist dringend anzuraten, die Schneiderinnenausbildung bis zur Gesellenprüfung als Grundlage zu nehmen, die ihrerseits nur Volkschulbildung voraussetzt. Der Beruf verlangt ansgesprochene zeichnerische Begabung, weshalb die Aufnahme in die Modellklasse für das erste Vierteljahr nur versuchsweise erfolgt. Die Berufsausichten hängen von der allgemeinen Wirtschaftslage ab, die ja bekanntlich zur Zeit denkbar ungünstig ist, so daß die Frage, ob ein Beruf lohnend ist, stets nur unter Vorbehalt bejaht werden kann. Die Verdienstmöglichkeit der Modezeichnerin ist begrenzt; sie steigert sich, wenn zugleich Fähigung zur Werkstattleitung vorhanden ist.

### Talent zum Zeichnen, Malen, Porträt

Ich bin 18 Jahre alt, habe Obersekundareife, stehe vor der Berufswahl. Ich bin talentiert für Zeichnen, Malerei, besonders geschickt im Ausführen von Ölporträts, möchte daher den leichten Beruf wählen, habe aber große Bedenken, ob meine Begabung ausreicht, denn meine Meinung von der Kunst ist eine sehr hohe und würde sich mit stümperhaften Leistungen nicht vereinbaren lassen. Auch über die Aussichten dieses Berufs bin ich mir nicht klar. Büroarbeit liegt mir nicht; falls ich das Abiturium erlange, dachte ich an akademisches Studium einschließlich Kunstabakademie. Was raten Sie mir?

"Sonnie"

Sie tun recht daran, sich gründlich zu prüfen, ehe Sie den folgenden Schwerpunkt fassen, Künstlerin zu werden. Gerade auf diesem Gebiete gibt es nur wenige Auserwählte unter den vielen, die sich berufen glauben, und die zu mittelmäßigen Leistungen verurteilten Künstlerjungen finden in ihrem Berufe nicht die ersehnte Befriedigung. Es wäre schon viel gewonnen,

wenn Ihnen von sachkundiger, unparteiischer Seite auf Grund Ihrer bisherigen Leistungen der Umfang Ihrer Begabung dargelegt werden könnte. Erwägen Sie doch einmal, ob sich das nicht ermöglichen läßt. Aber selbst wenn Sie das Zeug zur großen Künstlerin haben, müssen Sie doch mit der Möglichkeit rechnen, daß Sie sich erst nach jahrelangen Kampfen durchsetzen; höhere Erwerbsausichten werden Sie auch aus dem günstigsten Urteil über Ihre Anlagen nicht folgern dürfen. Daher ist es auf alle Fälle richtiger, zunächst eine kunstgewerbliche Ausbildung zu wählen, die ja mehrere Jahre dauert, Jahre, in denen Sie über sich selbst und die aus Ihrem Talent abzuleitenden Möglichkeiten größere Klarheit erlangen werden. Bejuden Sie also eine deutsche Kunstabakademie und schaffen Sie sich durch Absolvierung des vorgeschriebenen Studienganges eine tüchtige Grundlage, auf der Sie später Ihren Beruf ausbauen können! Entscheiden Sie sich also dann nicht für die hohe Kunst, sondern für ein Kunstgewerbe, so werden Sie sich in dem Lande, in dem Sie leben, schon durchlegen, da Sie ja die Auswahl zwischen einer großen Anzahl von kunstgewerblichen Tätigkeiten haben, und sich darunter manche befinden, die dort noch keinen so starken Zulauf haben wie bei uns.

### Bestattungswesen

Ich bitte um Auskunft, ob man als Leichenfrau behördliche Konzession braucht; ob Großstadt oder Kleinstadt geeigneter für diesen Beruf ist.

M. S., Swinemünde

In manchen Städten liegt das Bestattungswesen in den Händen privater Unternehmungen; in diesem Falle müßten Sie sich mit solchen in Verbindung setzen, gegebenenfalls auch mit Krankenhäusern, um fest angestellt oder von Fall zu Fall in Anspruch genommen zu werden. Ist dagegen das Bestattungswesen in die Stadtverwaltung eingebogen, so müßten Sie sich beim Bezirksamt oder bei der Friedhofsverwaltung über den vorchriftsmäßigen Weg zu Ihrem Ziele erkundigen. Die Arbeit wird gut bezahlt, in der Großstadt vermutlich besser als in der Kleinstadt; doch ist uns hierüber nichts Näheres bekannt.

# Zurück zum Empire-Stil



K 22055.

**K 22055.** Abendkleid aus Seidenmusselin mit kurzem, interessantem Jäckchen aus gleichem Stoff mit Flügelärmeln und angeschnittenem Gürtel. Erforderlich 3,85 m Stoff, 100 cm breit, für 92, 100 cm Oberweite

K 22058

**K 22056.** Der Schick dieses Abendkleides aus braunem Georgette und bernsteinfarbenem Spitzenstoff liegt im guten Sitz der Prinzessinform. Dem Bogenrand des Miederteils fügt sich der zwölfteilige Rock an, der unter Biesen zusammengefügt ist und nach unten weit glockig ausfällt. Erforderlich 2,75 m Georgette, 100 cm breit, 1,10 m Spitzenstoff, 60 cm breit, für 88, 96 cm Oberweite

K 22056

## Beyer-Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 63, Zimmerstr. 35–41, gegen Voreinsendung des Betrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen

**K 22057.** Ganz etwas Neues zeigt dieses Modell, für das weißer, baumwollener Pikee verarbeitet ist. Aus gleichem Stoff geschnittene Blätter fügen sich um den Ausschnitt kragenförmig zu einer Rüsche. Erforderlich 4,35 m Stoff, 80 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite



K 22057

**K 22058.** Ganz im Empirecharakter gehalten ist das Abendkleid aus zartgrünem Krepp-romain, das am unteren Rande mit einer Rüsche aus rot umstochenen Stoffscheiben garniert ist. Gleiche Rüschen umgeben an Stelle des Ärmels den Oberarm. Erforderlich 3,20 m Stoff, 100 cm breit, für 88, 96 cm Oberweite

## Ranzen oder Mappe?

Von Paula Kaldewey

ABC-Schüle und Schulranzen sind eine Selbstverständlichkeit, sie gehören einfach zusammen; verleiht er doch jenen, die erwartungsvoll den gewichtigen Schritt ins Leben unternehmen, eine gewisse Würde, etwas Beachtliches, das sie, die „Tornisterbewaffneten“, vor denen voraus haben, die diese Entwicklungsstufe noch nicht erklimmen.

Es folgen dann Jahre innigster Verbundenheit zwischen Schüler und Schulranzen. Eine längere Trennung verursachen eigentlich nur die Ferien, und es muß festgestellt werden: meistens sogar ohne Herzschlag von Seiten des jugendlichen Besitzers, der häufig gar nicht weiß, in welch verborgener Ecke der treue Gefährte sich inzwischen aufhält. Allein plötzlich kommen Zeiten, wo selbst der Beständige anderen Sinnes wird! Und diese Sinnesänderung nimmt ihren Ausgang im Freundeskreis. Dort verschwindet der Schulranzen nach und nach, erst bei diesem und dann bei jenem, und an seine Stelle tritt die — Schulmappe, die einem fast das Aussehen eines Erwachsenen verleiht. Natürlich will man hinter den anderen nicht zurückstehen: die Eltern geben schließlich dem kindlichen Drängen nach, die Beziehung zu dem Wehrlosen wird gelöst, und man wendet der „Mappe“ die Gefühle zu, die man bisher für den Tornister hatte.

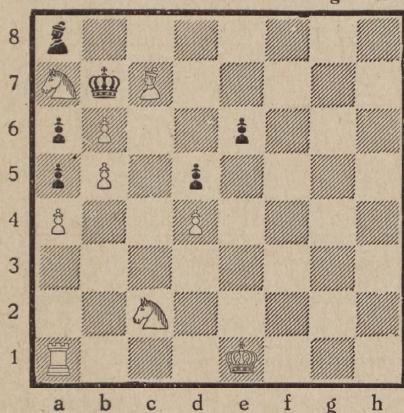
Wäre der Hausarzt vorher um seinen Rat befragt worden — der Wechsel hätte sicherlich einen längeren Aufschub erfahren! In den letzten Jahrzehnten haben sich nämlich die Rückgratsverkrümmungen bei Jugendlichen in erschreckender Weise vermehrt. Dabei wurde die Feststellung gemacht, daß bei einem erheblichen Prozentsatz der Untersuchten keineswegs eine Veranlagung zu dieser Rückgratsverkrümmung infolge frankhafter Schwäche oder ungünstiger Ernährung vorhanden war, sondern daß die Ursache allein in Nachlässigkeit zu suchen gewesen.

Das geforderte aufrechte Sitzen während der Schulstunden geht ohne Muskelanstrengung natürlich nicht ab. Und da die Muskeln noch wenig geübt sind, versagen sie bei der leisesten Anspannung. Hierbei fällt dem Schulranzen eine gewichtige Aufgabe zu. Durch sein Gewicht zwingt er den kleinen Träger zu neuer Anspannung, zwingt ihn zu gerader Haltung und trägt auf diese Weise zur Stärkung des Gesamtmuskelsystems bei. Und ein weiterer Vor teil: durch die Benutzung des Ranzens wird die Last gleichmäßig verteilt. Die Schulmappe dagegen ist geradezu eine Gefahr für den im Wachstum befindlichen Körper. In die von den Ärzten als „Streckungsperiode“ bezeichnete Zeit fällt meist der Übergang vom Schulranzen zur Mappe, die man — gewohnheitsmäßig — immer an der gleichen Stelle trägt. Wird die Last einmal zu schwer, sucht man durch schiefere Körperhaltung einen Ausgleich zu schaffen, und zwar mit dem Erfolg, daß nun die Wirbelsäule nach der entgegengesetzten Seite ausbiegt. Auf diese Weise werden schon vorhandene oder im Entstehen begriffene Schäden naturgemäß beträchtlich verschlimmert.

# Das königliche Spiel

Nachdruck verboten  
Geleitet von F. Sämisch

a b c d e f g h



Die Rochade  
als Nähmungszug

Nr. 451, Aufgabe Nr. 186  
H. F. L. Meyer (nach  
Loyd).

Weiß: Ke1, Ta1, Le7,  
Sa7, Sc2, Ba4, b5, b6,  
d4 (9). Schwarz: Kb7,  
La8, Ba5, a6, d5, e6 (6).

3 Matt in vier Zügen.

Ein lustiger Einfall von T. R. Dawson  
Nr. 452, Aufgabe Nr. 187

T. R. Dawson („Chess Amateur“).

Weiß: Ke1, Dh2, Th1, Lf2, Lg2, Sc5, Se4, Ba4, b5, e3, f3, g3, g4,  
h3 (14). Schwarz: Kd5 (1).  
Matt in vier Zügen.

Ein drolliger Zweizüger  
Nr. 453, Aufgabe Nr. 188

A. G. White („Good Companions“).

Weiß: Ke6, Dg4, Te3, Se5, Sg5 (5). Schwarz: Ke8, Th8, Bb6, h7 (4).  
Matt in zwei Zügen.

Lösungen folgen in der nächsten Nummer.

Lösung des Endspiels Nr. 67 von H. Weenink

Weiß: Ka4, Le2, Bg5 (3). Schwarz: Kb2, Bg7 (2). Weiß zieht und gewinnt.

1. Le2—b1! Kb2×b1 2. Ka4—b3! Kb1—c1 3. Kb3—c3 Ke1—d1 4. Ke3—d3  
Kd1—e1 5. Kd3—e3 Ke1—f1 6. Ke3—f3 Kf1—g1 7. Kf3—g3 Kg1—f1  
8. g5—g6 Kf1—e2 9. Kg3—f4 usw., und Weiß gewinnt. Verzichtet Schwarz

## Eine wichtige Nachricht für alle Rheuma-, Gicht-, Ischias- und Stoffwechselkränke!

„Salatiba“ (D. R. P. 538 856), das in jahrelanger Forschung erfundene Präparat, welches ohne Beanspruchung von Diät in heilbringender, vollständig unschädlicher Form Ameisensäure in den Körper bringt und alle Stoffwechselkrankheiten in kürzester Zeit restlos beseitigt, hat sich im Fluge die höchste Anerkennung sowohl der Kranken als auch der Ärzteschaft erobert. Das Resultat: Täglicher Eingang zahlloser Dankesbriefen. Raumnot halber hier nur ein Bericht.

Direktor H. F. in Berlin-Wilmersdorf: „Es ist einfach fabelhaft, wie schnell und prompt die Heilung meines langwierigen äußerst quälenden Leidens erfolgt ist! Seit Jahren litt ich in der rechten Schultergegend an rheumatischen Zuständen und an der Hüfte

aber auf den Läufer, so folgt auf 1. . . . Kb2—c3 2. Ka4—b5 Ke3—d4 3. Kb5—c6 Kd4—e5 4. Ke6—d7 g7—g6 5. Kd7—e7 Ke5—f4 6. Ke7—f6 usw. Eine leichtverständliche Lösung. Der Lösende muß aber wissen oder erfahren haben, daß jeder andere Zug als 1. Le2—b1! zu einer theoretischen Remisstellung führt. Der Grund dafür ist der, daß Weiß dann nicht verhindern kann, daß Schwarz g5—g6 erzwingt und mit dem König nach f8 oder h8 gelangt, von wo er nicht mehr vertrieben werden kann, z. B. 1. Le2—h7? Kb2—c3 2. Ka4—b5 Ke3—d4 3. Kb5—c6 Kd4—e5 (droht g7—g6! nebst Ke5—f4) 4. g5—g6 Ke5—e6! nebst Ke6—e7 und Ke7—f8 usw.

### Lösung des Endspiels Nr. 68

Weiß (Marshall): Kg1, Bd3, e4, f2, g2, h3 (6). Schwarz: Ka8, Bd6, e5, f6, g5, h5 (6). Weiß zieht und gewinnt.

1. h3—h4! g5—g4 (Kas—b7 schwerte an 2. g2—g4! und g5×h4 an 2. Kg1—h2 nebst Kh2—h3 und Kh3×h4) 2. Kg1—h2! (nicht sofort f2—f3? wegen g4—g3!) Kas—b7 3. f2—f3! g4×f3 4. g2—g4! h5×g4 5. h4—h5, und der h-Bauer ist nicht aufzuhalten. Ein lehrreicher Bauerndurchbruch!

### Lösung der Aufgabe Nr. 185 von J. Chocholous

Weiß: Ka1, Db7, Td5, Sf1, Sh3 (5). Schwarz: Ke4, Tas, Tf3, Le1, Lh1, Sf2, Sg3, Ba2, e3, f6 (10). Matt in drei Zügen.

1. Db7—c6! Droht De6—e6+. 1. . . . Tf3—f5 2. Td5—ds+ nebst 3. De6—d5+ (Tf5—d5 3. De6×d5+) 1. . . . Tf3—d3 2. Td5—a5+ nebst entweder 3. De6—c4+ oder De6—e6+, 1. . . . Tf3—e3 2. Sf1—h2! nebst entweder De6—c4+ oder De6—e6+.

## Am Spieltisch

### Skataufgabe Nr. 70

B spielt Null ouvert.

1. Stich: A Karo As, B Karo 7, C Karo Buben.

B deckt folgende Karten auf:

Kreuz: 8, 7, Pil: 8, 7, Herz: As, 10, Bube, 7, Karo: 8.

A hat in der Hand:

Kreuz: As, 10, König, Pil Bube, Herz: Dame, 9, 8, Karo: König, Dame.

Aufgabe: Welche Karte spielt A aus?

### Lösung der Skataufgabe Nr. 69

B gibt die Herz Dame. Es wäre ein grober Fehler, falls B stechen würde. Er würde sich dadurch nur in Trumpf schwächen, ohne daß er etwa die Gewähr hätte, in Kreuz eine volle Karte des Spielers zu erhalten. Steicht er nicht, bleibt er in Trumpf stark und gibt voraussichtlich einen Herz-Stich weniger an den Spieler ab. Außerdem hat er die Chance, falls A einen Kreuz hoch bekommt, die Karo 10 zu retten.

an Neuralgen, die äußerst schmerhaft waren und mir oft genug nächtelang den Schlaf raubten. Mit stärkstem Skeptizismus unterzog ich mich schließlich, nachdem alle anderen ärztlich verordneten Mitteln weder Besserung noch Heilung gebracht hatten, auf Rat von Herrn Dr. H. S. einer viermonatigen Kur mit Ihrem „Salatiba“. Ich war über die Wirkung überrascht und beglückt, denn bereits nach vierzehntägiger Anwendung des Präparats fühlte ich eine wesentliche Erleichterung der kaum erträglichen Schmerzen, während dieselben am Schluss der Behandlung völlig verschwunden, wie wegblasen, waren! Trotz der feuchten Witterung kam das alte Leiden nicht wieder, auch meine Herzneurose ist gänzlich gebessert.“

Der Preis ist im Verhältnis zu der hervorragenden Güte des Mittels sehr billig, die ganze Kur, die keine besondere Diät beansprucht und ohne Berufsstörung genommen werden kann, kostet nur RM 8.—. Prospekt G wird von der Chem. Fabrik Apotheker Weiß, Gr.-Lichterfelde-Ost, Boothstr. 22, auf Wunsch gratis zugesandt.

I-838

Es lösen die Fesseln von Depression.  
Müdigkeit u. Überbelastung  
die echten **KOLA DALLMANN**

45 Jahre unübertroffen!  
PREIS 90 Pf  
PREIS 90 Pf

Töricht wer diesen beldeidnen, leistungsfähigen  
KOLA DALLMANN Ballkolat.  
Helfer nicht in seine Dienste stellt.  
Aus einer Zulassung

Wer Taschen- oder  
Armbanduhren ganz  
billig kaufen will,  
verlangt Preisliste  
gratis von  
**Uhren - Klose,**  
Berlin 29 (46)

**Denken und Raten**  
Einzelne jetzt 20 Pf.  
Monatlich 75 Pf.  
Probeheft kostenlos!

VERLAG SCHERL • BERLIN



„Schuhe mit Luftlöchern? Wohl neue Mode, was?“  
„Nee — Hühneraugen!“  
„Na, „LEBEWOHL“ wäre da einfacher und billiger gewesen!“ —

\*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene Hühnerauge-Lebewohl und Lebewohl-Ballenscheiben, Blechdose (8 Pfaster) 68 Pf., Lebewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bänder) 45 Pf., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das echte Lebewohl in Blechdosen und weisen andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.

## Patience 40

Monte-Carlo-Patience (2 Spiele zu je 52)

Aufgabe: Schichten von je 12 Karten mit Farbenzwang steigend auf die Höhe.

Ausführung: Man legt in Querreihe 10 verdeckt abgezählte Päckchen zu je 4 Karten aus, indem man sie mit Nr. 1 bis 10 nummeriert. Dann wendet man Blockkarten. Für solche, die man nicht verwenden kann oder will, hat man unten 8 Hilfssätze in Querreihe. Während Bilder einflusslos sind, nennen Zahlenwerte jedesmal die Nummer des Päckchens, dessen oberste verdeckte Karte man wenden und offen wieder anlegen darf, wodurch sie frei wird. Später fällt diese Berechtigung aus, solange die oberste Karte eine bereits offene ist; nicht ausgenügte Wendeerlaubnis darf man nicht nachholen. Freie Asse legt man oben in Querreihe aus; passende freie Karten darf man auf sie schichten. Wird ein As frei, während auf Päckchen Nr. 1 eine offene Karte liegt, so muß man diese unter das Päckchen stecken, auch wenn dieses nur noch offene Karten enthält. Auf jeden Hilfssatz darf man zunächst nur 1 Blockkarte, von den Päckchen nur Könige legen. Man darf aber frei, mit Farbenzwang fallend passende Karten von Block und Päckchen her auf freie Hilfssachen schichten; auf solcher Stütze ist nur die oberste Karte frei. Freie Blockkarten darf man auf freie Hilfssätze legen. Nach Fortnehmen offener Päckchenkarten darf man die folgende verdeckte wenden. Päckchen-Freiplätze bleiben zunächst unbelegt; nur auf Platz Nr. 1 darf man eine beliebige Karte legen. Karten, die man anders nicht verwenden kann oder will, kommen in einen Haufen, dessen oberste Karte frei ist. Erst nach Block- und Haufenverbrauch darf man auch Päckchen-Freiplätze Nr. 2 bis 10 belegen, aber nur mit freien Päckchenkarten. 2738

Für Nähfreunde jeden Mittwoch „Denken und Maten“ Einzelnnummer 20 Pf., monatlich 75 Pf., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

### Geographisches Umstellrätsel

Lima — Dan	<b>MAILAND</b>	Stadt in Oberitalien
Aden — Eber	<b>ABERDEEN</b>	Stadt in Schottland
Sagan — Kai	<b>NAGASAKI</b>	japanische Hafenstadt
Schund — Delta	<b>DUINKAART</b>	europeisches Reich
Loge — Sinn	<b>SOLINGEN</b>	Industriestadt im Rheinland
Sem — Eiche	<b>CHIENS-SEE</b>	bayerischer See
Hebe — Rind	<b>HEBRIDEN</b>	schottische Inselgruppe
Rum — Bein	<b>UMBRIEN</b>	italienische Landschaft
Manie — Rune	<b>RUMÄNIEN</b>	europeisches Königreich
Ewald — Erbse	<b>EBERSWALDE</b>	Stadt in der Mark
Inn — Aida	<b>INDIANA</b>	Staat der USA.

Aus jedem der vorstehenden Wortpaare ist durch Umstellen der Buchstaben ein Wort nebenstehender Bedeutung zu bilden. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter, in der gegebenen Reihenfolge gelesen, einen ostasiatischen Staat. 27549

## Rösselsprung

der	we	fas	schrift	früh	schränt	so	ne	
men	te	ne	ten	sen	ne	nur	be	
sich	ler	je	gen	gott	has	hängt	feh	dei
sam	sen	nicht	und			den	ge	du
kannst	frei	und	gen	sen	fried	ler	an	mild
doch	zu	las	du	of	an	ent	fannst	auf
tu	was	wand	fest	fel	dann	streng	selbst	he
							ge	27658
	ler	sein	le	nur	de			

### Silbenrätsel

ar — bä — be — däum — dik — e — er — gend — gie  
her — im — in — ke — klau — le — ler — ling  
mus — ne — ner — ner — pe — pitz — platt — rad  
rei — ren — rhön — rie — ro — schnup — schuh  
se — stern — ti — ti — til — tir — tu — zie

Aus vorstehenden 40 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Truppengattung, 2. Sportgerät, 3. Mönchsorden, 4. Tatkraft, 5. landwirtschaftlicher Betrieb, 6. Großadmiral, Schöpfer der deutschen Kriegsflotte, 7. vertrauter Freund, 8. bayerischer Volkstanz, 9. katholische Auszeichnung, 10. Märchengestalt, 11. Jugendbildner, 12. Himmelserscheinung, 13. Wiesenblume. 27673

## Ruhe der Seele und neuen Lebensmut geben die Bücher von Bô Yin Râ.

Wer sie noch nicht kennt, verlange die Orientierungsschriften bei seinem Buchhändler oder von uns kostenfrei. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig.



# Bessere Strümpfe für weniger Geld!

Wenn Sie sich ein Paar Strümpfe auf dem üblichen Weg kaufen, so läuft es durdi viele Hände — Grossist, Vertreter, Ladengeschäft — und bis es zu Ihnen kommt, kostet Sie jedes Paar ungefähr das Doppelte des reinen Herstellungswertes. Weil wir nun jeden Zwischenhandel ausschalten und unsere hochklassigen Strümpfe nur direkt an Sie abgeben, bekommen Sie bei uns Ihre Strümpfe zu den ganz wesentlich niedrigeren Fabrikpreisen und zwar auch in ganz kleinen Mengen, schon von 3 Paar an.

Sie sollten einmal die begeisterten Briefe lesen, die uns unsere Kundinnen täglich schreiben! Zehntausende von Damen der besten Stände beziehen ihre Strümpfe schon seit langem regelmäßig von uns, die Bestellungen werden mit jedem Mal größer, weil sich alle Bekannten und Freundinnen daran beteiligen. Wenn Sie unsere wundervollen Strümpfe einmal sehen — wir stellen nur ganz ausgesuchte Qualitäten her! — werden Sie finden, daß wir nicht überfreißen. Und so angenehm und ohne jedes Risiko für Sie, erhalten Sie Ihre Strümpfe. Sie schicken uns nur den Gutschein; 2 bis 3 Tage später haben Sie dann, ohne einen Pfennig Kosten, unsere wundervolle Strumpffarbenkarte mit den modernen Herbstfarbtönen und dazu den interessanten Prospekt. In aller Ruhe wählen Sie dann zu Hause den zu Ihrem Kleid oder Schuh passenden Strumpf und schreiben uns Ihre Wünsche. Ohne Nadinaahme erhalten Sie, was Sie sich ausgesucht haben; und was Ihnen nicht wirklich helle Freude macht, das nehmen wir ganz anstandslos zurück.

Und nun — machen Sie sich die Freude, gehen Sie den ausgefüllten Gutschein gleich zur Post, es bringt Ihnen eine angenehme Überraschung.

**F. W. Hofmann & Co., Kom.-Ges., Chemnitz 163**  
Fabrikation von Qualitätsstrumpfwaren

### Gutschein.

An F. W. Hofmann & Co., Chemnitz 163  
Senden Sie mir ganz unverbindlich und kostenlos für mich Ihren Prospekt nebst der neuen Strumpffarbenkarte für diesen Herbst.

Name \_\_\_\_\_ Beruf \_\_\_\_\_  
Ort \_\_\_\_\_ Straße \_\_\_\_\_

Auf Postkarte aufgeklebt,  
Porto 3 Pfennig,  
im offenen  
Briefumschlag  
Porto 4 Pfennig.

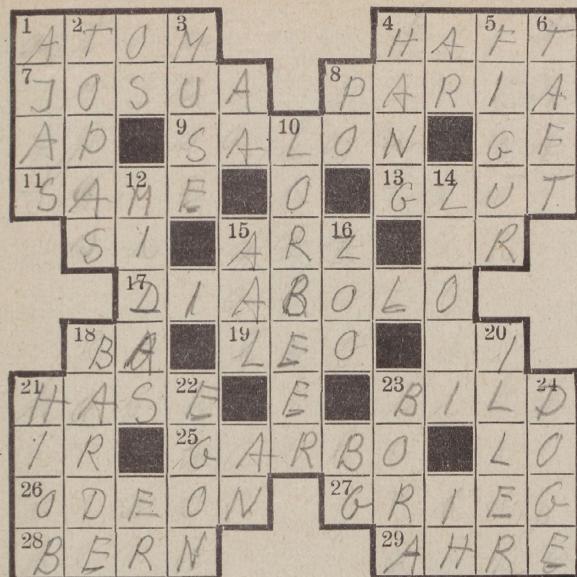
## Sanatorium Dr. May

Dorf Kreuth bei Tegernsee im bayrischen Hochgebirge  
800 m ü. d. M.

Für Erkrankungen der Luftwege, des Herzens, der blutbildungsfähigen Organe, Stoffwechsel, Basedow, Nervöse. Offene Tuberkulosen und Geisteskranken werden nicht aufgenommen.

Auf 70 Betten erweitert und neuzeitlichst eingerichtet.  
Prospekte und Auskünfte durch Scherl's Reisebüro.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Ur-Teilchen, 2 Freiheitsstrafe, 3 Buch der Bibel, 8 unterste indische Käfe, 9 Gesellschaftszimmer, 11 Heimträger, 12 starke Hise, 15 österreichischer Heerführer im Weltkrieg, 17 Spiel, 19 Papstname, 21 Wild, 22 Bandschmuck, 23 bekannte Filmschauspielerin, 26 Donnhalle, 27 nordischer Dondichter, 28 Schweizer Kanton, 29 Nebenfluss des Rheins;

b) von oben nach unten: 1 Griechenheld vor Troja, 2 Edelstein, 3 griechische Göttin, 4 Neigung, 5 Gestalt, 6 Seidenstoff, 10 Symbol des Ruhms, 12 sagenhafter phrygischer König, 14 Ort am Starnberger See, 15 Fisch, 16 Tierpark, 18 fiktiver Sänger, 20 Nebenfluss der Donau, 21 biblischer Dulder, 22 männlicher Vorname, 23 Nordostwind, 24 Staatsverhaupt von Venezia.

27801

Auflösungen aus Nr. 38

Lichtquell und biegsam: Knie — Knie. Kreuzworträtsel: a) 1 Pfeilschaft, 7 Ala, 8 Lona, 10 Raft, 12 Gallert, 13 Tete, 14 Maer, 16 Nöf, 19 Siam, 21 Kiefer, 22 Zigel, 23 Anüs, 25 Gau, 26 Oldenburg; — b) 1 Pol, 2 Elope, 3 Saale, 4 Harem, 5 Feiste, 6 Tat, 9 Natalie, 11 Arabien, 13 Dor, 15 Rom, 17 Orgel, 18 Felge, 19 Staub, 20 Arier, 22 Zwo, 24 Vog.



## Kleine Ursachen...

Sie hantieren täglich mit diesem oder jenem. Schon haben Sie sich verletzt. Dann kommt es darauf an, die Wunde schnell und hygienisch zu schließen und außerdem so, daß Ihre Bewegungsfreiheit nicht gehemmt wird.

Dazu hilft der querelastische Schnellverband „Hansaplast elastisch“. Durch die elastische Spannung im Gewebe wird die Mullkomresse fest angedrückt und ein guter seitlicher Wundverschluß erreicht. Darum müssen Sie ihn immer zur Hand haben, in Ihrer Hausapotheke, auf Fahrten und Wanderungen, beim Sport, im Beruf.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften schon von 15 Pf. an. Der Wert liegt in der Querelastizität, und die finden Sie bei keinem anderen als beim

**Hansaplast elastisch**  
SCHNELLVERBAND



D.R.P.

**Herbin-Stodin**

DIMETH.AC.PHENYL.  
PHENAC. LITHIUM.

20 Tabl. 1.05  
10 Tabl. 0.60

unübertrafen bei starken Kopfschmerzen

Rheuma-, Muskel- u. Nervenschmerzen. Ganz unschädlich. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin. Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

**JOHNS VOLLDAMPF- WASCHMASCHINE**

schnont die Wäsche  
(Kein Reiben, Zeren, Stampfen)

schnont den Beutel  
(mehr als 50 Prozent Ersparnisse)

schnont die Nerven  
(erspart Aerger, Arbeit, Zeit)

In Eisenwaren-, Haus- und Küchengerätehandlungen zu haben. Prospekte und Bezugsquellen nachweis durch

**J. A. JOHN A.-G. ERFURT**

## Für die Küche

**T**omaten oder Eierfrucht (*Solanum esculentum*) gefüllt. Vermische guten Quark (dick Milch, weißen Käse) mit etwas Salz, weizem Pfeffer, Paprika, dann mit etwas ganz fein gewiegender Zwiebel, gib etwas Zitronensaft, ein wenig ganz fein gewiegtes Petersiliengrün und eine Kleinigkeit saurer Sahne hinzzu, verrühre den festen Brei gut, so daß er etwa wie Liptauer aussieht. (Schmeckt ja auch, mit etwas Kümmel gemischt, als Brotaufstrich mit Butter, fast genau so.) Streiche die Mischung in die ausgehöhlten halbierten Tomaten, richte hübsch an mit Biertelchen hartgekochter Eier, Butterstückchen, etwas grüner Petersilie als Garnitur, leicht mit Salz und Pfeffer bestreuten Scheiben frischer und etwas neuer, saurer Salzgurke, Brotschnitten, Radieschen (Rettich). Alles zusammen kann, vielleicht noch ergänzt mit Appelfüll (Killos), Fetteringsstücken, eine prächtige, eiskalte Platte geben.

**R**oter Betrug. Nimm beste Tomaten, die möglichst innen fest sind, entferne sie nach Möglichkeit, zernehne sie halbgrob. Nimm, wenn du hast, etwas Hühnerfleisch- und Fischreste in kleineren Stückchen hinzu, streue etwas Salz und Pfeffer darüber, eine winzige Prise Zucker. Nimm Fischbrühe (Fischbrühe soll man nie weggiessen, sondern immer zu guten Suppen, Soßen aufbewahren!) und verrühre sie mit englischem Senf, ein wenig Feinöl und saurer, dicker Sahne, ganz wenig Salz und tüchtig Paprika zu einer mitteldicken Soße, vermische die Tomaten-, Fisch- und Fleischstückchen mit der Soße, garniere mit Radieschen, Kopfsalatblättern, Endivien, Petersilie, auch eventuell Löwenmaul und Zitronenscheiben, auch Brunnenkresse, und reiche die sehr kühle Schüssel als Hummermayonnaise.

**E**ier mit Tomaten in der Form. Man richtet eine tönne Backpfanne mit Butter und geriebener Semmel her und belegt den Boden mit Tomatenhälfsten. Darauf schlägt man sehr vorsichtig, je nach der Größe der Form, drei bis vier ganze Eier, so daß sie nicht zerfließen, darüber streut man reichlich geriebenen Schweizer- oder Parmesan-Käse und Butterstückchen. Nach Bedarf wiederholst man diese Reihenfolge zweimal bis dreimal. Den Schluss müssen Käse und Butterstückchen und etwas feingeriebene Semmel bilden. Je nach der Größe der Form quirlt man nun ganze Eier und etwas kalte Milch gut durcheinander, würzt mit reichlich Salz und Schnittlauch, gießt diese Tunke über die Masse und bätt das Gericht drei Bierelstunden bei schwacher Hitze.

**E**in origineller gemischter Salat. Zutaten: Ein großer oder zwei kleine Salatköpfe (Pfützsalat eignet sich nicht), drei mittelstarke Scheiben Ananas, eine kleine, frische Gurke, vier Tomaten, ein kleiner Eßlöffel Zucker, ein Eßlöffel Zitronen-

saft, drei Eßlöffel süße Sahne. Richte erst den sauber zerpflichteten Kopfsalat auf der Schüssel an, tu die in Würfel zerschnittene Ananas in die Mitte, dann die in Scheibchen zerlegten Tomaten und Gurke darum (als Kranz um die Ananas), verrühre Zitronensaft, Zucker und Sahne, gieße diese Soße über den Salat. Man kann auch noch Apfelsinen scheiben, kleine Apfelscheiben und Sauerkirschen als Verzierung mit hinzutun. Kalt servieren als „süße Nachspeise“.

**S**alat mit Porree. Zerschneide Porree (weiße) recht fein, koch ihn etwa vier bis fünf Minuten, gieße das Wasser (kann zu Suppe benutzt werden) ab. Lasse kalt werden, mische Porree mit Kopfsalat und Scheibchen frischer Gurke, gib folgende Soße dazu: Öl, Zitronensaft, etwas Pfeffer, etwas Senf, Salz, Eigelb. Man kann auch ein wenig Endivien hinzunehmen.

**K**ohlsalat, russisch-polnisch. Nimm frischen Rotkohl oder rohen Sauerkohl aus der Tonne, bestreue mit Kümmel, gib ein wenig fein gewiegte Zwiebel, eine winzige Prise Zucker, etwas Salz und Pfeffer sowie den Saft roter Rübe, etwas Öl, Zitronensaft hinzu, trage eisfalt auf. Garniere eventuell mit Salatblättern. Kinder essen den frischen Sauerkohl auch gern mit Zucker bestreut. Je seiner der Kohl geschnitten ist, desto besser.

**S**elleriemus. Der geschälte, in Scheiben geschnittene Sellerie wird in Salzwasser blanchiert, abgegossen und abgekühlt, in einer Kasserolle mit Fleischbrühe, Salz, Muskat und Butter weich und kurz gedämpft, durch ein Sieb gesieht, mit halb Rahm und halb Mehlschwüre angemacht und gut abgeschmeckt. Man röhrt noch ein Stückchen frische Butter darunter und garniert das Selleriemus beim Anrichten mit gerösteten Semmelmäppchen.

**M**eerrettich als Beilage zum Karpfen. Je ein Teil feingeriebener Meerrettich und drei Teile geriebene, saftige, säuerliche Äpfel mit je einem Löffel Olivenöl, Weißwein, Zitronensaft, Zucker und Salz nach Geschmack vermengt und bergartig auf einer Glasschale angerichtet. Die Zubereitung darf erst kurz vor dem Gebrauch geschehen.

**M**eerrettichereme. Aus gleichen Teilen Meerrettich und schaumig gerührter Tafelbutter, eine Prise Salz, etwas Weinessig, alles zu schaumiger Masse geschlagen, ebenfalls eine Fischbeilage. — Auch eine besonders bei Herrn beliebte Beilage zum Karpfen ist der gefrorene Meerrettich. Hierzu reibt man die Schale einer Orange auf ungefähr 40 bis 50 Gramm Zucker ab, den man dann fein stöhlt. Dann den Orangensaft dazu, je ein Eßlöffel sauren Rahm und Olivenöl, den Saft einer halben Zitrone, Salz, Pfeffer und fünf Eßlöffel geriebenen Meerrettich, die Mischung gut verrührt, in ein geschlossenes Glasgefäß gegeben und auf Eis gestellt. Der Meerrettich muß auf einer Glasscheibe gerieben werden, daß er weiß bleibt.



Jungwirth, Herbstblumen

Bildgröße 60:47,5 cm

## Scherldrucke

65 verschiedene Darstellungen nach  
Gemälden erster Künstler jetzt

Mark 5.-

Verlangen Sie illustrierten Katalog  
mit 206 Abbildungen für 50 Pfennig.

In allen Buch- und Kunsthändlungen erhältlich  
oder

KUNSTVERLAG SCHERL  
BERLIN SW 6 8